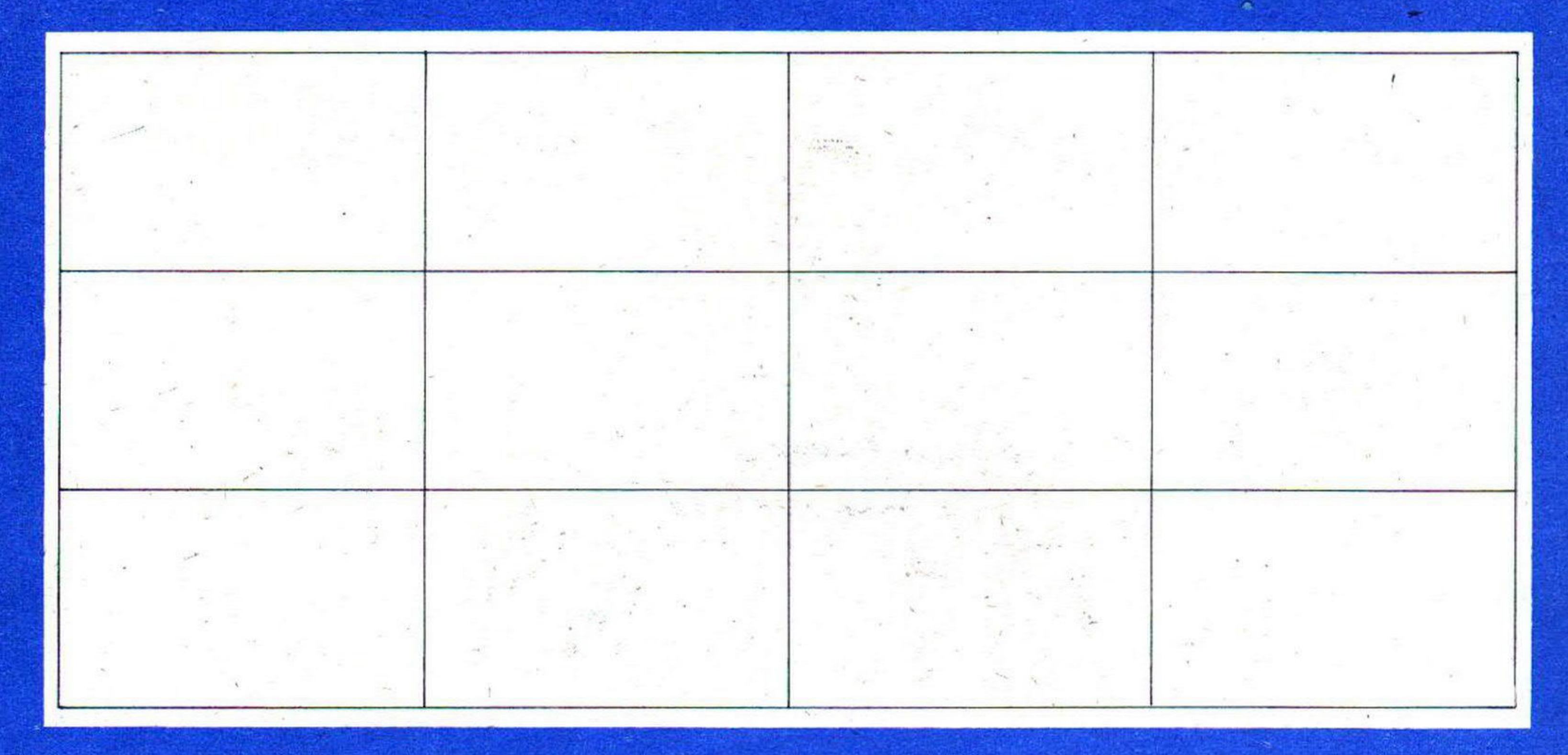
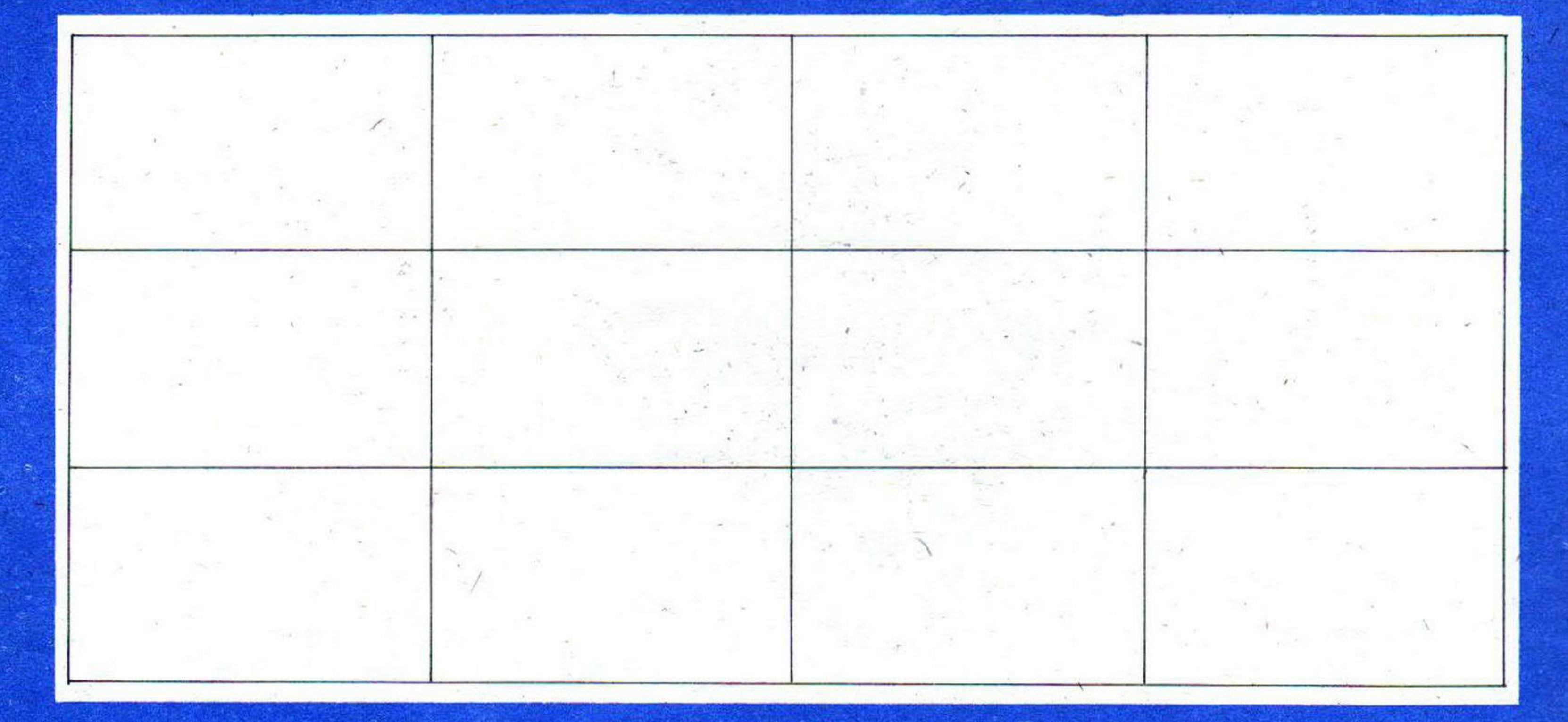

FRÖSI
10/88
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
ISSN 0323-8806
Klemke

Vier mal drei – ein Spiel für zwei!



Für dieses Spiel benötigt ihr einen Würfel. Schneidet auf der 4. Umschlagseite die Bildkarten aus und legt sie verdeckt auf den Tisch. Jeder Mitspieler erhält eine der hier abgedruckten Spielflächen, und schon kann's losgehen.
Es wird abwechselnd gewürfelt. Entsprechend der Augenzahl (1 oder 6, 2 oder 5, 3 oder 4) darf eine Karte aufgenommen werden, die auf der eigenen Spielfläche abgelegt wird. Sind bereits alle entsprechenden Felder belegt, kann mit dieser Zahlenkombination keine Karte mehr aufgenommen werden, und der andere Mitspieler ist am Zug. Sieger ist, wer als erster alle 12 Spielfelder belegt hat.
Je größer das Durcheinander der Figuren – desto größer der Spaß!
Zeichnung, Idee: Andreas Strozyk



Kundi-Blätterecken-Fahndung

Hallo, Freunde, Kundi-Fans!

Den neun Schatten-Typen auf dieser Seite geht es gar nicht gut. Sie haben Kundis Ratschläge nicht ernst genommen. Was jeder einzelne von ihnen überhörte, müßt ihr schon selbst herausfinden. Blättert deshalb das ganze Heft durch. Hinter jeder Ecke tut sich etwas. Viele Kundi-Freunde haben sich zu den Schatten-Typen gesellt, die – wie alle anderen – ihr Schattendasein aufgegeben haben. Sie sind vollbelichtet zu sehen. Vergleicht die Schattenbilder mit allen Kundi-Ecken-Schnappschüssen. Findet so die



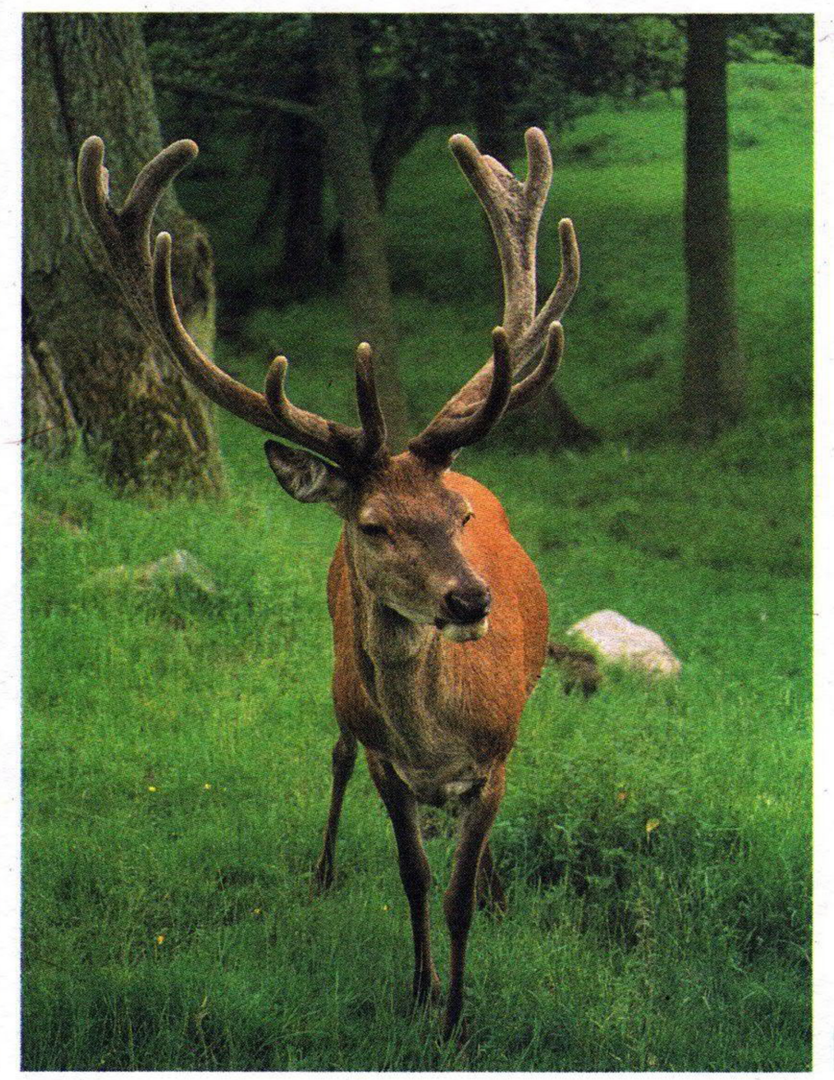
Namen der Schatten-Typen auf dieser Seite. Ihre Anfangsbuchstaben ergeben in der Reihenfolge 1 bis 9 einen neuen Kundi-Tip.

Schreibt diesen auf eine Postkarte, dazu die Anschrift: Redaktion „Frösi“, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß: 30. November 1988, Kennwort: Kundi-Fahndung. Als Preise sind 9 mal 24 Kundikalender zu gewinnen.

Zeichnungen: Andreas Strozyk

Diätkost für den Hirsch

Liebe Pioniere! Ganz kurz hatte ich gestern nachmittag Andreas mit einem großen Henkelkorb auf dem Gepäckträger seines Fahrrades erspäht. Meinen Gruß erwiderte er nur mit dem Zuruf: „Keine Zeit! Die anderen warten schon auf mich." Und weg war er. Seit Tagen bereits suche ich meine Freunde Cornelia, Andreas, Thomas und Katja. Ich war an unserem Treffpunkt Holderbusch. Aber auch am Kamillenweg und am Schachtelhalmwald – nirgends fand ich eine Spur von ihnen. Sind sie womöglich am Kiebitzberg? Also, Korbine, setz dich in Marsch!
Richtig getippt. Da sehe ich sie auch schon emsig am Werk. Eigentlich ganz verständlich. Schließlich ist ja Eichel- und Kastanienzeit!
Als ich den Kiebitzberg hinaufschnaufe, beladen die vier gerade ihre Fahrräder mit Taschen und Körben. „Wohin damit?" rufe ich im Vorbeilaufen. „Zum Revierförster", antwortet Thomas schnell. „Und der Tierpark? Soll der leer ausgehen?" Aber meine Frage hört keiner meiner Freunde mehr. Sie haben sich schon längst auf ihre Drahtesel geschwungen und streben im „gestreckten Galopp" ihrem Ziel zu.
Nach Hause zurückgekehrt, greife ich, um sicher zu gehen, zum Telefon und klingle beim Berliner Tierpark an. Eine nette Telefonistin vermittelt mich mit meiner Frage, ob man hier wieder Eicheln und Kastanien braucht, an den Futterkurator, Herrn Martin Mosig. Aber dieser ist gerade in einer Beratung, und seine Sekretärin vertröstet mich auf später.
Auch gut, dann habe ich gerade noch Zeit, um mir im Lexikon die Bedeutung dieses seltsamen Wortes „Kurator" anzusehen. Oder wißt ihr, was darunter zu verstehen ist? Also, unter dem Stichwort „Kurator" lese ich folgendes: Verwalter, leitender Angestellter, z. B. Stellvertreter des Tierparkdirektors und Kurator für Reptilien, Amphibien und Fische. So, und Herr Mosig ist dafür verantwortlich, daß die Tiere durch das Futter wachsen und gedeihen und keine Bauchschmerzen bekommen.
Doch nun werde ich meinen telefonischen Anlauf wiederholen. Tatsächlich, jetzt habe ich Glück.
Herr Mosig? Guten Tag! Hier spricht Korbine.



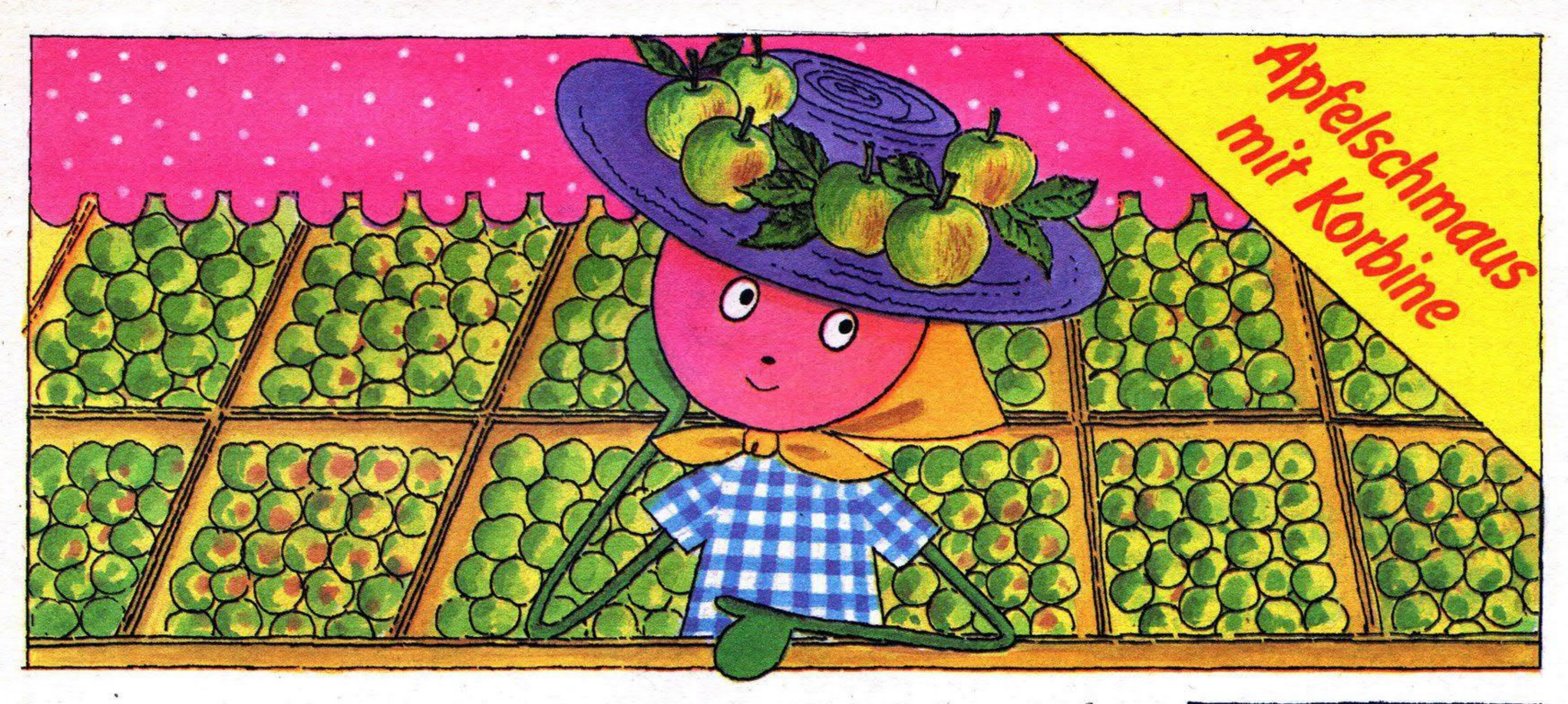
Hallo, Korbine! Was hast du denn auf dem Herzen?
Ich möchte gern wissen, ob Sie für Ihre Tiere Eicheln und Kastanien brauchen?
Aber natürlich! Eicheln ja. Jede Menge sogar. Kastanien nicht. Ich werde dir auch gleich erklären, warum das so ist.
Eine Vielzahl der unterschiedlichsten Futtermittel stehen auf dem Versorgungsplan unseres Tierparks. Schließlich leben auf dem rund 160 Hektar großen Gelände immerhin rund 1000 Tierarten.
Leider können wir den meisten exotischen Tieren nicht die Nahrung bieten, die sie in ihrer Heimat fressen würden. Wir müssen also nach Ersatzfutter suchen. Die Eichel ist so ein Ersatzfutter. Nicht so gut verträglich für alle Tiere hier im Tierpark ist die Kastanie. Eicheln aber stellen eine gute Ergänzung unseres Futterangebotes dar. Sie enthalten einen hohen Anteil an Kohlehydraten und gewisse Bitterstoffe, die einen guten Einfluß auf die Verdauung ausüben. Sie sind, wenn man so will, Diätkost für unsere Tiere. Wir geben sie ihnen auch, wenn sie sich einmal den Magen verdarben, wenn sie Durchfall haben oder sich durch zu viele Zukkergaben unvernünftiger Besucher den Magen verkleisterten.
Welchen Tieren, Herr Mosig, schmecken die Früchte unseres Herbstwaldes denn besonders gut?
Ja, Korbine, da kann ich dir sehr viele aufzählen. Ich denke nur an die große Familie der Wildrinder, so z. B. die Hirsche und die Wisente. Eichelfreunde sind und bleiben natürlich wie immer die Wildschweine. Aber auch die Affen, sogar Enten und Gänse mögen Eicheln gern und nehmen sie unzerkleinert ab. Alle genannten Tiere fressen sie getrocknet, aber noch viel lieber als Frischkost. Also, Korbine, bis Ende Oktober können deine Freunde noch fleißig Eicheln sammeln und uns bringen.
Ist doch Ehrensache, Herr Mosig. Sie sind schon emsig dabei. Müssen sie beim Sammeln eigentlich etwas Besonderes beachten?
Richtig, Korbine, da wären ein paar wichtige Dinge zu tun: Die Eicheln müssen vor allen Dingen von Schmutz, dann aber auch von den Kappen und Stielen befreit werden. Wenn die Eicheln am Sammeltag nicht zu uns oder zur Försterei gebracht werden können, dann sollten deine fleißigen Sammler sie auf jeden Fall ausschütten und luftig lagern, am besten in Obststiegen. Unter keinen Umständen dürfen die Eicheln schimmeln.
Haben Sie die Eicheln auf den Speiseplan gesetzt, weil sie den Tieren besonders gut schmecken?
Ja, aber nicht nur deswegen. Die Eicheln sind reich an solchen Nährstoffen wie Fett und Stärke. Im Wald legen sich die Tiere damit eine dicke Speckschwarte an, um gut über die kalte und futterarme Winterzeit zu kommen.
Sicher, die Tiere in den neun großen Zoologischen Gärten und den 103 weiteren tiergärtnerischen Einrichtungen unserer Republik brauchen das in dem Maße nicht, denn dort erhalten sie zu jeder Jahreszeit regelmäßig und ausreichend Futter. Aber haben wir Eicheln, dann können wir Konzentratfutter, in dem z. B. auch Getreide enthalten ist, weglassen, und der uns zur Verfügung stehende Futtermittelfonds vergrößert sich automatisch. Also, bestell deinen fleißigen Helfern, wir warten auf die Eicheln! Die Kollegen hier in unserer Futtermeisterei kaufen montags bis sonnabends von 9.00 bis 15.30 Uhr Eicheln auf. Und pro Kilogramm werden immerhin 40 ganze Pfennige gezahlt. Nun, Korbine, bist du zufrieden mit dieser Auskunft?
Ja, vielen Dank für dieses interessante Gespräch, Herr Mosig. Ich werde gleich die Trommel rühren.
Übrigens, Kinder, das, was Herr Mosig über den Einsatz von Eichelfutter im Berliner Tierpark gesagt hat, das trifft auch auf die Zoologischen Gärten in anderen Städten unserer Republik zu, so z. B. in Dresden, Cottbus und in Eberswalde.
Aber auch die walnußgroße, stachlige Kastanie, die drei eßbare Samen enthält, wird gebraucht. Das bestätigen die Kollegen, in deren Tiergärten heimische Tiere gehalten werden. Und das sagten mir u. a. meine fleißigen Helfer aus Klitten, Lodenau und Niesky. Mario Redlich von der POS Klitten lieferte im vergangenen Jahr 169 Kilogramm Kastanien ab und dazu noch 400 Kilogramm Eicheln. Sina Säglitz aus Lodenau trug 213 Kilogramm Eicheln zur Revierförsterei. In der Umgebung von Niesky sammelten diese und viele andere Pioniere 10 043 Kilogramm solcher wertvollen Herbstfrüchte.
Also, Kinder, wer nimmt es mit meinen Freunden Andreas, Katja, Cornelia, Thomas und den fleißigen Pionieren rund um die Stadt Niesky auf? Wer sorgt sich wie sie um Diätkost für den Hirsch? Ich würde mich freuen, schon bald von neuen Sammelrekorden zu hören.

Eure Korbine

Zeichnungen: Alfred Hunstock
Dia: Hans-Joachim Mirschel



Bärbel badet mit viel Freude.
Sie badet öfter – nicht nur heute.



Ganz aufgeregt betrat Korbine das Schulhaus der 2. Oberschule in Aschersleben. Heute war ein Freudentag, den sie ungeduldig herbeigesehnt hatte. Viele, viele Äpfel waren geerntet worden, und die Kinder dieser Schule hatten sich aus diesem Grunde etwas besonders „Fruchtiges" ausgedacht.

Wegweiser – Apfelduft

Korbine brauchte nur der Nase nachzugehen, der frische süße Duft kam näher und näher. Und da war es auch schon: kleine, große, mittlere, schöne rotbackige Äpfel zierten die Tische. Weder Zeit zum Umsehen noch Zeit für einen Apfeltraum blieb; denn Daniel, Sven, Jana, Steffen und Anja vom Freundschaftsrat standen neben Korbine wie auf dem Sprung. Daniel sah zur Uhr. „Gleich klingelt es, und die ersten werden vorbeistürmen", sagte er aufgeregt.
Bald schon stellten sich die ersten Genießer ein. Fünf Pfennige kostete der kleinste Apfel, 30 Pfennige der prächtigste. Bis an Korbines Ohr drang ein genußvolles „Hm". Ja, und so kamen auch die aus der Neunten noch einmal zurück, hatten wohl aus einem stillen Winkel beobachtet, wie manchem beim Reinbeißen der blanke Saft über die Lippen floß. Die Pionierleiterin Simone strahlte. Na, und Korbine nicht minder. Die schmackhaften Vitamine waren im Nu verkauft. Jana und Anja machten Kassensturz. 43,50 Mark war der Erlös, den die Pioniere jedenfalls sofort für das Pioniertreffen in Karl-Marx-Stadt einzahlten. Sicherlich half auch dieser Betrag einem Kind aus Nikaragua die Teilnahme am VIII. Pioniertreffen zu ermöglichen. Gute Idee, ein Apfelschmaus in der Frühstückspause, fand Korbine. „Zur Nachahmung bestens geeignet", schrieb sie letztendlich in ihr kleines rotes Notizbuch. Und als Randbemerkung, wohl gleich für künftige Frühstückspausengelegenheiten: Früchtemix, Teeverkostung, bunte Gemüseplatte und ... Hochrot war sie im Gesicht vor lauter Eifer, und zufrieden klemmte sie sich ihren Stift hinter das rechte Ohr.

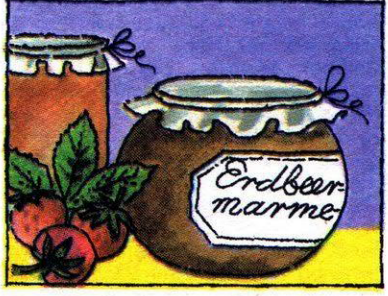
Das Kastanienzimmer

Nun erst sah sie sich im Schulgebäude der 2. Aschersleben Oberschule genauer um. Die Wandzeitungen in der 1. und 2. Etage verrieten noch mehr, was Korbines Herz höher schlagen ließ. Da las sie von verschiedenen Heilkräutern, von Schätzen der Natur, vom Gartenbauallerlei über Schulgartentips für den monatlichen Anbauplan bis zu Rezepten zum Ausprobieren. Ja, und dann war noch die Rubrik: Was wir alles schon für Korbine gemacht haben.
Eine Zahl ragte aus der Wandzeitung heraus: 750,– Mark. Daneben stand: Beim Kastaniensammeln belegte die 2. OS aus Aschersleben den 1. Platz. Stolz erzählte Simone, die sich an Korbines Fersen geheftet hatte: „Keine einzige Kastanie wollten meine bienenfleißigen Sammler liegenlassen, trugen unzählige Beutel voll ins Pionierzimmer – ins Kastanienzimmer. Der Erlös betrug für uns 750,– Mark, und für die Tiere bedeutete es zusätzliches Futter."
Alle Achtung! dachte Korbine. Jedenfalls der Ritt nach Aschersleben hatte sich doppelt, ja dreifach gelohnt. Und die Pionierleiterin Simone? Sie hätte schwören mögen, daß Korbine beim Weggehen ein ganz klein wenig größer wirkte. Vor Stolz? Natürlich! Auf die Ascherslebener.



Ein Rezept von Verena

PS: Und ihr? Von welcher fruchtigen Geschichte könntet ihr Korbine berichten? Ein Obst- oder Gemüseschmaus läßt sich bestimmt an jeder Schule oder im Wohngebiet organisieren, ob nun mit eigener Ernte aus dem Schulgarten oder aus dem Familiengarten. Aber vielleicht habt ihr ganz andere schmausige Ideen.
Solche zum Beispiel wie sie Verena Jagusch aus 8301 Langenhennersdorf hat, die uns hier und heute eine, ja ihr habt richtig gelesen, Original Porreetorte präsentiert. Die Zutaten dafür sind sicher leicht und schnell zu beschaffen, auch für euch: 250 g Mehl, 100 g Margarine, 1 Teelöffel Salz, 1 kg Porree, 150 g Schinkenspeck, 3/8 l süße Sahne, 3 Eier, Pfeffer, Estragon. Und so wäre die „Machart" dieser sicher äußerst schmackhaften Torte: Mehl, Margarine, Salz und 1/8 Liter Wasser zu einem glatten Teig verkneten und kühl stellen.
Porree in 1 cm breite Ringe schneiden, gut waschen und in viel Salzwasser 3–5 Minuten kochen lassen. Das Wasser abgießen und den Porree abtropfen lassen. Den Schinkenspeck in Würfel schneiden und ausbraten.
Ungeschlagene Sahne mit den Eiern verquirlen, mit wenig Salz, Pfeffer und Estragon würzen. Den Teig ausrollen und eine gefettete Form damit auslegen, den Rand hochziehen.
Den Porree auf den Teig geben, dann Eiersahne und Speckwürfel darübergeben. Im vorgeheizten Ofen bei 200 °C 30 bis 40 Minuten backen. Heiß servieren.
Zeichnungen: Lieselott Langbein




Augusts Augen leuchten heller, sind viele Erbsen auf dem Teller.

Nicki und die 6b

Die 6b macht Geschichten

Anfang Oktober fegte nachts ein gewaltiger Sturm durch die Stadt. Fenster klirrten, Laternen schwankten und Dachziegel polterten herunter. Auch die Schule bekam etwas ab. Der Zaun zur Straße war umgekippt, der Müllcontainer hatte sich geöffnet und seinen Inhalt dem Wind übergeben, der ihn weit über den Schulhof ausgebreitet hatte.
In der zweiten großen Pause entdeckten Kalle und Jens aus der 6b, daß der Sturm auch einen großen Ast von der alten Buche ganz hinten im Schulhof abgerissen hatte. Dort, wo bisher der Ast saß, war nun der Eingang zu einer richtigen Baumhöhle zum Vorschein gekommen. Offensichtlich war die Buche schon seit längerer Zeit innen hohl.
„Mann, das ist ja 'ne richtige Schatzhöhle", sagte Kalle begeistert und tastete mit der Hand im Innern des Baumes herum. „Laß mich auch mal", rief Jens und steckte ebenfalls den Arm in das Astloch. Für zwei Arme war das Loch aber nicht groß genug. So steckten sie fest und bekamen ihre Arme nicht mehr heraus.
„Du Blödmann, kannst wohl nicht abwarten, was?" schimpfte Kalle wütend. Jens bekam rote Ohren und schwieg. Als sie eine Weile so gestanden hatten, klingelte es zum Reingehen.
„Was nun?"
„Wir müssen um Hilfe rufen, so 'n Mist! Und alles nur wegen dir! Die anderen werden sich den Bauch halten vor Lachen!"
Herr Niklaus, der Hofaufsicht hatte, ließ seine Blicke noch einmal über den leeren Schulhof wandern, bevor er die Schulhaustür hinter den letzten Schülern schloß ... Doch halt, was war das? Standen da hinten in der Ecke nicht noch zwei Gestalten und hielten sich seelenruhig an einem Baum fest?
Je näher Herr Niklaus heranging, desto bekannter kamen ihm die beiden vor.
„Guck mal, da kommt Nicki", sagte Jens. „Was fuchtelt der bloß dauernd mit seinen Armen herum?"
„Er winkt, daß wir reinkommen sollen. Aber erst mal können vor Lachen!"
„Brauchen die Herren eine Extraeinladung?" Herr Niklaus schien ungehalten.
„Tschuldigung, wir sitzen fest", murmelte Kalle. Nun sah auch Nils Niklaus, was geschehen war. Er konnte sich ein fröhliches Lächeln nicht verkneifen.
„Dann werd' ich euch mal befreien, bevor ihr dort anwachst!" Er suchte umher, fand aber nicht das Richtige. Erst als er sich Hammer und Stechbeitel vom Hausmeister besorgt hatte, gelang es ihm, vorsichtig das Astloch so zu erweitern, daß die beiden Pechvögel ihre Arme freibekamen.
In der nächsten Pause wußte es bereits die ganze 6b: Kalle und Jens haben eine Schatzhöhle entdeckt! Mit Taschenlampe und langen Stöcken wurde die hohle Buche erforscht. Man förderte allerlei altes Holz, Nistmaterial und massenhaft Käfer und Ameisen zutage, die sich in ihrer Ruhe unsanft gestört fühlten.
„Schade, kein Schatz versteckt!" maulte Kalle.
„Und wenn wir die Wurzeln ausgraben? Vielleicht ist er durchgerutscht?" schlug der dicke Schorschi vor.
Zum Glück stand wie aus dem Boden gewachsen Herr Niklaus neben ihnen.
„Hallo, ihr Schatzgräber", sagte er lächelnd. „Noch nichts gefunden?"
„Nee", brummte Kalle. „Nichts als 'ne leere Schatzhöhle!"
„Na, sie muß ja nicht leer bleiben", sagte Herr Niklaus. Die 6b schaute sich verdutzt an.
„Wie meinen Sie das?" fragten die Zwillinge wie aus einem Munde.
„Überlegt doch mal", sagte Nils Niklaus geheimnisvoll, „wenn später, irgendwann im Jahr 2000, Schüler einer anderen 6. Klasse diese Baumhöhle entdecken, dann werden sie sich bestimmt freuen, wenn sie etwas darin finden, meint ihr nicht?"
„Klar, bestimmt!" „Na also, dann versteckt doch einen Schatz für sie. Dann hat die Höhle endlich ihren Sinn!"
„Mann, der Nicki hat wie immer die tollste Idee", rutschte es Kalle heraus. „Das machen wir!"
Herr Niklaus überhörte großzügig den „Nicki" und bot ihnen seine Hilfe an. Beim nächsten Pioniernachmittag schenkte er der 6b eine prächtige, stahlblaue Geldkassette.
„Die Schatztruhe hätten wir also, aber was hineinkommt, das müßt ihr selbst entscheiden!" sagte er und lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück.
Die 6b zermarterte sich die Köpfe. Man hörte förmlich die Gedanken knistern.
„Wir könnten unsere Klassenkasse reintun", sagte Annette.
„Und wovon sollen wir den nächsten Ausflug bezahlen?" fragte der dicke Schorschi entsetzt. „Außerdem ist da sowieso nicht genug drin, um als „Schatz" zu gelten!"
Nun hagelte es von allen Seiten Vorschläge ...
„Ich hab in den Ferien ein Stück Bernstein gefunden! Das muß in die Schatztruhe, aber mit meinem Namen dran, ja?" „Wir könnten das beste und das schlechteste Zeugnis reintun!" „Unser Gruppenbuch!" „Eine Liste von unseren Altstoffsammlungen!"
„Martins Idee für die Messe der Meister von morgen!"
Mitten in dem Trubel stieg Julia auf ihren Stuhl, formte die Hände zu einem Trichter und rief: „Ruhe! Ich hab eine viel bessere Idee!"
Verblüfft starrte sie die Klasse an. Was hieß hier „bessere Idee"? Sie hatten doch schon eine Menge toller Ideen – genug, um zehn Schatztruhen zu füllen ...
„Wenn wir all das in die Schatztruhe tun, was ihr eben vorgeschlagen habt, wird sie zwei Tonnen schwer. Das hält der alte Baum nicht aus – und heben kann sie später auch niemand mehr, weil man dazu 'n Kran braucht. Deshalb schlage ich vor, wir schreiben Geschichten für die Pioniere im Jahr 2000..."
„Geschichten? Die spinnt wieder mal! Leg doch gleich Grimms Märchen rein, die kennen sie dann vielleicht schon nicht mehr!"
„Quatsch. Ich meine Geschichten von uns. Was wir in diesem Jahr Tolles erlebt haben, was uns Spaß gemacht hat, welche lustigen, aufregenden oder auch traurigen Erlebnisse wir hatten, Geschichten aus dem Jahr 1988."
Die anderen schwiegen nachdenklich. Herr Niklaus hatte sich auf seinem Stuhl aufgerichtet und gespannt vorgebeugt. Man merkte ihm an, wie gut ihm Julias Vorschlag gefiel.
„Na, Freunde", sagte er gedehnt, „das erfordert natürlich 'ne Menge Arbeit. Ist nicht so einfach, wie irgendwas reinlegen, was schon da ist. Ihr müßtet eure kleinen grauen Gehirnzellen schon anstrengen, um möglichst interessante Geschichten zu finden. Ich weiß ja nicht, ob euch das liegt ..."
Also, das war doch die Höhe! Glaubte dieser Nicki etwa, sie würden das nicht schaffen? Klar, leicht würde es nicht werden ...
„Also stimmen wir ab", sagte Kalle. „Wer für Geschichten ist, soll die Hand heben!" Fünfundzwanzig Hände streckten sich in die Luft, zwei blieben unten. Der dicke Schorschi fand die Sache zu anstrengend, und Mike, der zweite Zwilling machte sowieso immer das Gegenteil von dem, was sein Bruder wollte. „Abgemacht!" sagte Kalle entschieden.
Herr Niklaus stellte die stahlblaue Schatztruhe in den Klassenschrank. Dort steht sie nun und wartet auf die ersten Geschichten ...

SIBYLLE DURIAN

Zeichnung: Friedrun Weißbarth

Hallo, liebe „Frösi"-Leser!
Welche Geschichten von hier und heute, von euch, eurer Familie und euren Freunden würdet ihr Pionieren erzählen, die im Jahr 2000 so alt sind wie ihr heute? Vielleicht hattet ihr in diesem Jahr ein besonders lustiges Erlebnis oder eins, das euch nachdenklich stimmte. Entscheidet selbst, was ihr erzählen wollt!
Schickt uns bitte eure Geschichten bis zum 31. Dezember 1988. Natürlich werden die interessantesten Geschichten veröffentlicht.
Nicki, die 6b – und die ganze „Frösi"-Redaktion sind schon sehr gespannt auf eure Post!
Unsere Adresse: Redaktion „Frösi", Kennwort: Nicki, Postschließfach 37, Berlin, 1056.



Beate kommt am Eisstand nie vorbei. Sie kauft sich nicht eins, nein zwei.

Ach, du liebe Zeit

Zeit ist doch was Komisches – der eine hat welche, der andere hat keine. Jens fragt Maik:
„Kommst du ein bißchen raus?"
„Was wollen wir denn machen?"
„Mal sehen, irgendwas, wir haben doch noch den ganzen Tag Zeit!"
„Ich nicht", sagt Maik, „ich mache jetzt bloß Mathe fertig, dann gehe ich zum Fußball. Nachmittags wollen wir auch noch ins Kino, und heute abend mache ich mein Fahrrad fit für die Radtour zum Kiessee mit unserer AG Junge Naturforscher ..."
„Ach, Mööönsch", murrt Jens, „da hänge ich doch wieder die ganze Zeit alleine hier rum!"
Ja, muß er das denn eigentlich?
Wirklich, Zeit ist was Komisches: Manchmal eilt sie wie im Fluge. Das merkt Maik immer wieder. Und manchmal will sie überhaupt nicht vergehen. Davon kann Jens mit seiner Langeweile wirklich ein Lied singen. Ob das am Ende gar nicht an der Zeit liegt, sondern daran, ob man mit ihr etwas anfängt? Sich etwas Interessantes vornimmt?
Wie sagt doch das Sprichwort: „Die Uhr bleibt stehen, die Zeit nicht!"
Und eine andere Volksweisheit verrät dazu: „Die Zeit wartet auf niemand. Verlorene Zeit kommt niemals wieder." Ein Stückchen Leben ist vergangen, in dem man eigentlich nicht gelebt hat.
Ganz Pfiffige glauben trotzdem, verlorene Zeit wiedergewinnen zu können: mit einem schnellen Flugzeug. Sie haben beobachtet, daß die Sonne jeden Tag im Osten aufgeht, in hohem Bogen über den Himmel läuft und im Westen wieder untergeht. Klarer Fall, das sieht nur so aus. Die Sonne steht natürlich fest, das weiß man schließlich aus der Schule. Nur die Erdkugel dreht sich unter ihr vorbei beim Rotieren um die eigene Achse, einmal in 24 Stunden von West nach Ost. Und jede Stadt, jedes Haus, jeder Mensch auf der Erdkugel wird mitbewegt – unter der Sonne hinweg.
Und nun kommt das Ding mit der Zeit. Dort, wo die Sonne immer gerade am höchsten steht, dort ist es Mittag 12.00 Uhr. Hätten wir nun am Telefon einen Freund, der viel weiter westlich wohnt – sagen wir in Kuba – oder einen anderen, der viel weiter östlich wohnt, etwa in der Gegend von Vietnam, so gäbe das merkwürdige Unterhaltungen: „Hallo, José in Kuba, ich will nur schnell Guten Tag sagen. Bei mir steht das Mittagessen auf dem Tisch."
„Wieso Mittag? Die Uhr zeigt hier in Kuba 6.00 Uhr. Wir denken langsam ans Frühstück."
Und der Freund aus Vietnam würde sagen: „Mittag? Bei uns ist Abendbrotzeit, hier haben wir es gleich 18.00 Uhr abends."
Und da kommt der ganz Pfiffige und sagt: „Die Erde braucht 24 Stunden, um ihre 40 000 km Umfang unter der Sonne einmal vorbeizudrehen. Sie schafft also nur knapp 28 km in der Minute. Wenn ich da mit einem ganz schnellen Flugzeug von Vietnam Richtung Westen nach Kuba flöge, wäre ich viel schneller. Die Sonne bliebe hinter mir zurück, und ich könnte einige Stunden Zeitvorsprung gewinnen, die ich dann länger am Badestrand liegen könnte. So hätte ich meinen Tag verlängert."
Das stimmt sogar, wenn er ein Flugzeug hätte, das so schnell und ohne Zwischenlandung so weit fliegen könnte, wenn er die teure Flugkarte bezahlen könnte, wenn er am Ende des Fluges nicht schon so müde wäre, daß er die gewonnenen Stunden lieber verschläft. Aber nun kommt das dicke Ende: Irgendwann muß er ja auch wieder zurück. Da passiert dann genau das Gegenteil: Er fliegt der Sonne entgegen, und da wird es viel schneller Mittag und Abend. Von West nach Ost verkürzt sich der Tag. Wenn unser Pfiffikus zu Hause ankommt, ist mit den Zeitverhältnissen alles wieder beim alten und nichts gewonnen.

MANFRED KNOLL
Dia: Hansjoachim Mirschel


Ludwig gern Musike hört,
doch keiner wird davon gestört.

Gefragt sind Fragen



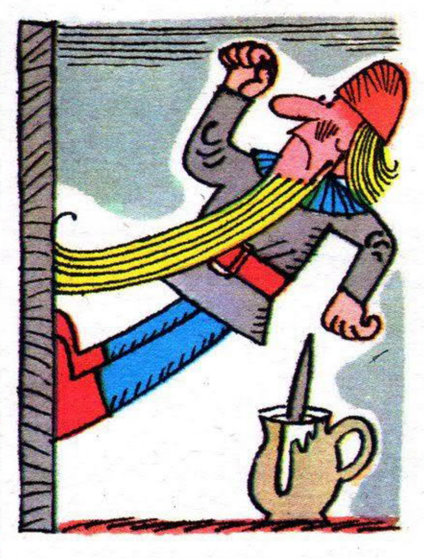
Prof. Dr. sc. nat. Claus Bischof wurde am 11. Dezember 1928 geboren. Seine berufliche Entwicklung begann er als Waldarbeiter. Er war Neulehrer, studierte Chemie, erwarb seinen ersten Doktortitel an der Technischen Hochschule Leuna-Merseburg im Jahre 1960. Von 1962 bis 1964 arbeitete er als Hochschullehrer an der Universität in Santiago de Cuba. Danach war er in verschiedenen Funktionen tätig, so zum Beispiel als Direktor für Forschung und Entwicklung im Kombinat Buna.
Nach 1973 wurde er an der Akademie der Wissenschaften tätig, erwarb den zweiten Doktortitel und wurde zum Professor berufen. Heute forscht er mit seinen Mitarbeitern auf dem Gebiet der Klebe- und Beschichtungsstoffe. Seine Freunde nennen den Spezialisten der Polymerenchemie auch liebevoll den „Klebeprofessor".
AHA-Redaktionsleiter Dieter Wilkendorf stellte dem Professor „Frösi"-Klebstoff-Neugierfragen und brachte für dich einen handgeschriebenen Gruß mit!

Kann man eigentlich alles zusammenkleben, was es gibt?

Im Prinzip ja, wenn man den richtigen Klebstoff nimmt und die zu verklebenden Teile entsprechend vorbereitet. Sonst gilt der Spruch: „Es irrt der Mensch, so lang er klebt." Heute klebt man die unterschiedlichsten Werkstoffe bzw. Materialien miteinander zusammen. Beispiele sind: Metall/Metall; Metall/Keramik; Metall/Glas; Holz/Metall; Leder/Textilien; Plaste/Metalle; Gummi/Metalle; Papier/Leder usw. usw. Es gibt aber auch Ausnahmen, das heißt Stoffe, die sich nur sehr schwer verkleben lassen. Will man es trotzdem tun, muß man die Oberflächen der Fügeteile chemisch oder physikalisch vorbehandeln.
Gleichzeitig sei aber auch festgestellt, daß es nicht darauf ankommt, nun alles zu verkleben. Es gilt der Grundsatz: Kleben immer dann und dort, wo es anderem Fügeverfahren überlegen und im Fertigungsprozeß von Erzeugnissen (z. B. Möbelindustrie) hohe Effektivität bringt.

Gegenwärtig wird überall geschraubt, genietet, geschweißt. Meinen Sie, daß die Kleberei noch Zukunft hat? Was erwarten Sie in 30, 40 Jahren?

Die Klebetechnik, wie gesagt die älteste Fügetechnik, gewinnt in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung. Warum? Das hohe Tempo der sich entwickelnden Fertigungsprozesse in solch strukturbestimmenden Industriezweigen wie der Mikroelektronik, Elektrotechnik, dem wissenschaftlichen Gerätebau und Maschinenbau sowie des Bauwesens erfordert neue hocheffektive Technologien. Dabei hat sich gezeigt, daß die Klebetechnik in komplexen Fertigungslinien zu einer Schlüsselfunktion geworden ist. Besonders deutlich wird das in der Mikroelektronik, wo in der Leiterplatten-Fertigung, ihrer Bestückung bis hin zur Komplettierung von ganzen Bauteilen die Klebetechnik revolutionierende Entwicklungsprozesse ausgelöst hat.



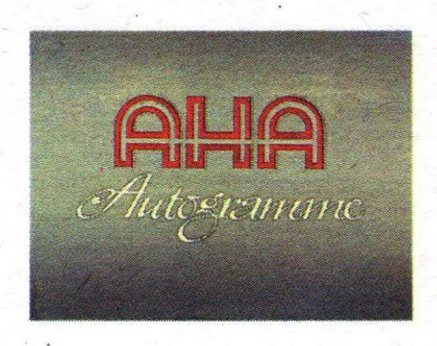
Entscheidende Entwicklungsimpulse für die Anwendung der Klebetechnik kommen international aus dem Flugzeugbau und der Raumfahrttechnik (im Flugzeugbau sind durchschnittlich 70 % aller Fügenähte geklebt). Sie haben sich inzwischen mit Vehemenz auf die Automobil-Industrie und den Schienenfahrzeugbau übertragen. Was verbirgt sich dahinter?
Bei gründlichem Überlegen zeigt sich, daß das Kleben bisher allzu einseitig auf das bloße Verbinden als mögliche Alternative zu den anderen Fügetechniken fixiert war. Dabei werden meist jene, bei Klebeverbindungen sich ergebende Mehrfachfunktionen übersehen, welche mit den anderen Fügeverfahren nicht erreichbar sind. Ganz abgesehen von den Verbindungen, welche nur mittels Kleben realisierbar, also konkurrenzlos sind.
Einfach ausgedrückt ist das Kleben eine „Multifunktionelle Montage- und Fertigungstechnik", in der mehrere Fertigungs- und Montageschritte in einzigartiger Form zur gleichen Zeit bzw. im gleichen Arbeitsschritt erfolgen. Dabei übernehmen die Klebstoffe verbindende, sichernde, dämpfende, imprägnierende, isolierende oder leitende und vor Korrosion schützende Funktionen. Welches andere Fügeverfahren hat das zu bieten?
Aus diesem Tatbestand resultieren dann auch für bestimmte komplette Fertigungslinien hohe volkswirtschaftliche Effekte wie:

- Steigerung der Arbeitsproduktivität durch automatisierte Prozeßgestaltung (Einsatz von Kleberobotern)
- Material- und Energieeinsparung, Kostensenkung
- Vorteile für Konstruktion von Fertigerzeugnissen
- Miniaturisierung von elektrischen Bauteilen
- Verbinden von Werkstoffen, die nur geringen thermischen Belastungen ausgesetzt werden dürfen
- Erhöhung des Gebrauchswertes von Finalerzeugnissen und vieles andere mehr.

Damit ist, so glaube ich, die eingangs gestellte Frage nach der Zukunft der Klebetechnik beantwortet. Die Klebetechnik als das flexibelste Fügeverfahren erfährt in den nächsten Jahren einen enormen Aufschwung. Dies ist aber gebunden an mehr Wissen um das Warum und Wie beim Kleben. Der heutige Wissensstand über die Ursachen und Wirkungen beim Kleben ist etwa mit dem der Schweißtechnik in den 20er Jahren zu vergleichen. Technischer Fortschritt und ökonomische Zwänge stellen Wissenschaftler, Ingenieure und Praktiker vor neue Aufgaben. Klebetechnik heißt interdisziplinäre und komplexe Forschung vom Rohstoff über die Bearbeitungstechnologie bis zur Lebensdauer eines Finalerzeugnisses und seines Gebrauchswertes.

Wie lange sind Leime oder Klebstoffe schon bekannt?

Man kann sagen, so lange sich der Mensch mit seiner Umwelt, d. h. der Natur auseinandersetzte, um sie für sich in Form von Arbeits- und Gebrauchsgegenständen nutzbar zu machen. Was er auch immer erfand und entwickelte, in der Mehrzahl der Fälle mußte er irgend etwas miteinander verbinden. Wie er das machte und welche Wege er dabei beschritt, kennzeichnete seine Findigkeit und seine Fähigkeit, der Natur Geheimnisse abzuringen, d. h. physikalische und chemische Gesetzmäßigkeiten



zu entdecken und sie für seine Erfordernisse gezielt anzuwenden.
So entstanden die Fügetechniken: „Ineinanderpressen" – Verbinden durch Pflanzenfasern, Verzahnen, Nageln, Nähen, Schrauben, Nieten, Löten und Schweißen.
Wohl aber die einfachste Fügetechnik, nämlich das Kleben, erkannte der Mensch schon vor einigen tausend Jahren. Damals klebte der Mensch mit Naturstoffen wie Eiweiß, Blut, Honig, Pflanzenharzen usw.
Für Bauzwecke verwendeten die Mesepotanier bereits Asphalt zum Verkleben und Abdichten von Fugen zwischen Gesteinsblöcken.
Erste „Hautleime" sind aus der Zeit 3000 vor unserer Zeitrechnung bekannt, die später von den Ägyptern und Griechen gewerbsmäßig hergestellt und angewendet wurden. Aus dieser Zeit stammt bereits der Beruf des „Leimsieders" (Kellopsos) und das Wort „Kolla" (Leim), welches zum Teil heute noch gebraucht wird (z. B. Kollagen, ein Eiweiß-Klebstoff).

Kann man sich zu Hause selbst Leim anrühren? Haben Sie da ein paar Rezepte?

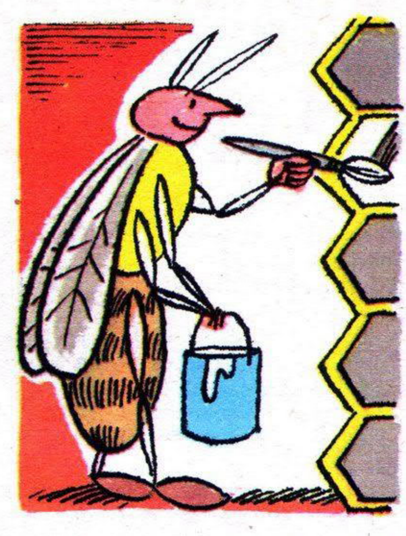
Es kommt immer darauf an, was man verkleben will. Grundsätzlich bin ich der Meinung, man sollte die im Handel angebotenen Klebstoffe – bei Beachtung der Anwendungsgebiete und der Verarbeitungsvorschriften – verwenden. Für den Hausgebrauch





Steffi stört der Regen nicht.
„Der Mensch, der ist doch wasserdicht!"





und nur für Papierverklebungen kann man auch den berühmten „Mehlkleister" (Mischung von Mehl und Wasser) nehmen. Er hält aber nicht lange! Also ist „Büroleim", Tapetenkleister, Kittifix u. a. vorzuziehen.

Was ist das eigentlich, was da klebt, wo liegen die Ursachen?

Wenn man vom Kleben spricht, stößt man immer auf das Wort „Haftung". Der eine Stoff haftet gut, der andere weniger gut. Wir beobachten dieses Phänomen „Haftung" zum großen Teil unbewußt. Beispiele: Warum haftet die Kreide an der Wandtafel, die Tinte auf dem Papier? Wie ist das möglich, daß ein schwerer Eiszapfen an der Dachrinne „haftet"? Wieso kann eine Fliege an der Stubendecke laufen? Warum haftet der Schmutz an unserer Kleidung? usw. usw.
Alle diese Erscheinungen lassen sich auf Ursachen zurückführen. Sie liegen in bestimmten Kräften, die von Atomen bzw. Molekülen an der Oberfläche eines jeden Stoffes, eines Materials ausgehen. Man nennt sie in der Wissenschaft auch „Van-der-Walsche-Kräfte" (nach ihrem Entdekker). Daneben gibt es auch die „Dipol-Kräfte". Alle diese Kräfte ziehen andere Stoffe an, sie haften aneinander. Diese Erscheinung nennt man in der Wissenschaft „Adhäsion".
Die Festigkeit einer Klebung hängt neben diesen Adhäsionsvorgängen an den Phasengrenzen zwischen Fügeteil und Klebstoff aber auch noch von der Eigenfestigkeit (Kohäsion) des Klebstoffes ab. Gemeint ist damit der Zusammenhalt der Klebstoffmoleküle unter sich. Ihr Wachstum und ihre Vernetzung während des sogenannten „Aushärtens" bestimmen also maßgeblich mit, ob wir eine Verklebung für gut oder nicht gut halten.
Wenn sich nun die molekularen Kräfte an den Phasengrenzen nicht vertragen oder zu schwach sind, bricht die Verklebung in diesen Grenzschichten. Daraus folgt, daß man mehr wissen muß über den zu verklebenden Werkstoff, seinen Oberflächenzustand und dann natürlich auch über den Klebstoff. Das heißt nicht, daß nun jeder die atomaren oder molekularen Wechselwirkungen an den Phasengrenzen kennen muß. Nein, aber er wird nun besser verstehen, daß ein Verkleben nicht so einfach ist wie es sich mancher bisher vorstellte.
Obwohl dieses Phänomen Haftung seit Jahrtausenden beobachtet und erst seit ungefähr 100 Jahren wissenschaftlich erforscht wird, sind bis heute noch nicht alle Fragen geklärt. International arbeiten viele Forschergruppen an der endgültigen Aufklärung dieses Phänomens. Dies ist deshalb so kompliziert, weil jedes Stoffsystem entsprechend ihrem atomaren und molekularen Aufbau an der Oberfläche andere Wechselwirkungskräfte erzeugt. Hinzu kommt, daß wir auch noch nicht experimentell bestimmen können, wie viele dieser unterschiedlichen Kräfte pro Flächeneinheit (z. B. mm^2) echt wirken. Es gibt also noch viel zu tun.

Was passiert, wenn ich mit Kittifix Papier miteinander verklebe oder einen abgebrochenen Henkel an die Tasse kleben möchte?

Schon an dieser Frage wird erneut deutlich, daß zwei verschiedene Materialien (Papier oder Porzellan) mit einem Klebstoff verklebt werden sollen. Berücksichtigt man das oben Gesagte, wird deutlich, daß eine Klebung davon sicher nicht optimal ist, also längere Zeit hält. Auf Grund des molekularen Aufbaus und der Oberflächenstruktur des Papiers ist Kittifix ein geeigneter Klebstoff. Im Falle des Porzellans sieht das schon etwas anders aus. Dieser Werkstoff hat an der Oberfläche andere Moleküle und damit andere Oberflächenkräfte. Hier wäre ein anderer Klebstoff (Helapose oder Epasol) besser geeignet.
Sicher spielt in beiden Fällen auch die Reinheit der Oberfläche eine Rolle. Sie vergrößert aber nur die wirksame Oberfläche. Ein „Verankern" des Klebstoffes, wie etwa nach einem Druckknopfmechanismus, hat nur untergeordnete Bedeutung.

Wann wird es den phantastischen Alleskleber geben, mit dem man alles reparieren kann?

Ich hoffe, daß aus dem bisher Gesagten hervorgeht, daß es einen solchen Alleskleber nach unserem bisherigen Kenntnisstand nicht geben kann. Es wird Klebstoffe geben, die ein breites Anwendungsgebiet umfassen werden, aber nie für alle Verklebungen optimal geeignet sind. Es geht heute, bei dem hohen Entwicklungstempo von Wissenschaft und Technik, um die Entwicklung von „maßgeschneiderten" Spezialklebstoffen für ganz bestimmte Anwendungszwecke. Für den Hausgebrauch wird es nach wie vor notwendig sein, den Klebstoff einzusetzen, der eine große Breite hat, aber für anspruchsvolle Verklebungen müssen auch Spezialkleber angewandt werden.
In letzterem Fall muß man sich von Fachleuten beraten lassen.

Woran liegt es, wenn man bei einem Klebeversuch sagen muß: „Ach, der hält ja nicht!"

Das kann ganz kurz beantwortet werden. Wenn eine Klebung nicht hält, gibt es in der Regel zwei Ursachen:
a) Es ist ein Fehler gemacht worden bei der Klebstoffauswahl und
b) die zu verklebenden Oberflächen der Teile sind nicht entsprechend vorbereitet (gesäubert, entfettet, entrostet, aufgeraut) worden.

Gibt es in der Natur eigentlich auch Klebstoff? Hat man ihn einfach nachgemacht?

Aus der Natur hat der Mensch, wie schon gesagt, die Kleberei abgeguckt und sie nutzen gelernt. Klebstoffe gibt es im Pflanzen- und im Tierreich. Letztlich stellt jede Pflanze einen Verbund unterschiedlicher Materialien dar, die durch einen „Klebstoff" (Pflanzensaft, Cellschicht, Gewebe) verbunden sind. Der Mensch hat diese „Säfte" als Klebstoffe dann für seine Zwecke verwendet. Noch heute werden die Harze von Kiefern, Birken u. a. als Rohstoffe für spezielle Klebstoffe eingesetzt. Eine weltweite Bedeutung hat u. a. der Naturkautschuk als Klebrohstoff.
Aber auch im Tierreich, insbesondere bei Insekten, ist die Kleberei und die Nutzung der Klebtechnik verbreitet. Zwei Beispiele seien hier nur genannt: es sind die Bienen, die kunstvoll ihre Waben „kleben", oder die Schwalben, die ihre Nester mit ihrem Speichel „kleben".
Die Chemie hat versucht und versucht weiter, diese „Spezialmoleküle" nachzubauen. Dies ist aber nicht so zwingend, da mit der modernen Polymerchemie Klebstoffmoleküle synthetisiert wurden, die sowohl normalen als auch höchsten Ansprüchen in der Klebetechnik entsprechen. Dies ist auch die Basis für die revolutionierende Entwicklung der Klebetechnik in unseren Tagen.

Gibt es einen Klebstoff gegen Löcher in der Hose? Können Sie nicht so etwas erfinden?

Gegen Löcher in der Hose gibt es noch keinen Klebstoff, aber es gibt Textilklebstoffe, mit deren Hilfe man Flicken auf die Hose kleben und damit die Löcher verschwinden lassen kann. Bei diesen Textilklebern kommt es darauf an, daß sie flexibel sind, sonst reibt die Klebnaht am Körper und daß sie auch Waschen und Reinigen überstehen. Das ist bisher noch nicht optimal gelöst, zumindest was den Hausgebrauch betrifft. Industriell wird bereits viel mit sogenannten „Schmelzklebern" gearbeitet.

Zeichnungen: Horst Schrade, Winfried Warmke
Repros: Hilmar Schubert

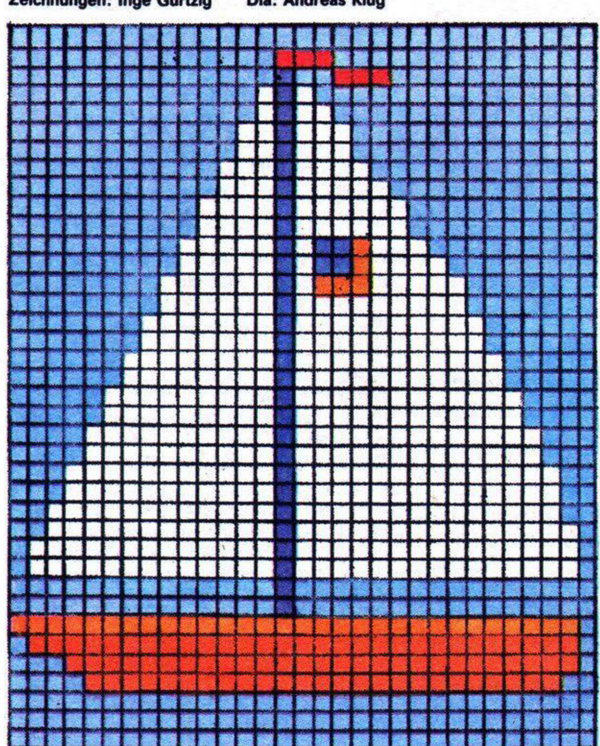

Freds Fenster bleibt beim Schlafen offen. Er kann auf gute Träume hoffen.

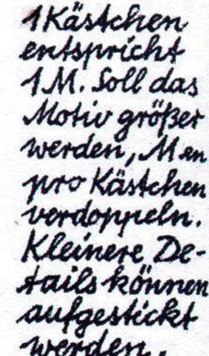
Bilderstricken



Größe: 140/152
Material: etwa 200–300 g mittelstarkes Wollgarn (z. B. Merkur, Pegasus)
Nadeln: Nr. 3 oder 4
Bündchen im Rippenmuster: 1 rechte – 1 linke Masche (M) oder: 2 rechte – 2 linke M
Vorderteil = Rückenteil: 70 M aufnehmen und im Rippenmuster 14 Reihen hochstricken. In der letzten Reihe verteilt 15 M zunehmen = 85 M. Weitere Strickart glatt rechts (Hinreihe rechts, Rückreihe links stricken) bis zur gewünschten Höhe. Vorder- und Rückenteil mit 10 Reihen im Rippenmuster beenden und abketten. Teile aufeinanderlegen, Schulter- und Seitennähte schließen.
Einstrickmuster: Mit verschiedenen Knäueln arbeiten und beim Farbwechsel die Fäden auf der Rückseite gut verkreuzen, damit keine Löcher entstehen. Motive nach der Schemazeichnung auf Millimeterpapier auszählen (1 Kästchen = 1 M bzw. 1 Reihe) und nach Wunsch plazieren.
Armblenden für den Westover: 60 M am Armloch aufnehmen und 8 Reihen Rippenmuster stricken, abketten, Blende umklappen und mit losen Stichen aufnähen.
Ärmel für Pullover: 30 M aufnehmen und 14 Reihen im Rippenmuster stricken. In der letzten Reihe verteilt 10 M zunehmen = 40 M. Glatt rechts stricken und für die Ärmelschräge beidseits in jeder 5. und 6. Reihe 16 × 1 M zunehmen = 72 M. In gewünschter Ärmellänge M abketten.

Text: Annegret Kobow
Zeichnungen: Inge Gürtzig   Dia: Andreas Klug







Inge steht am Straßenrand und nimmt Ingo an die Hand.

Halstuch-Geschichten

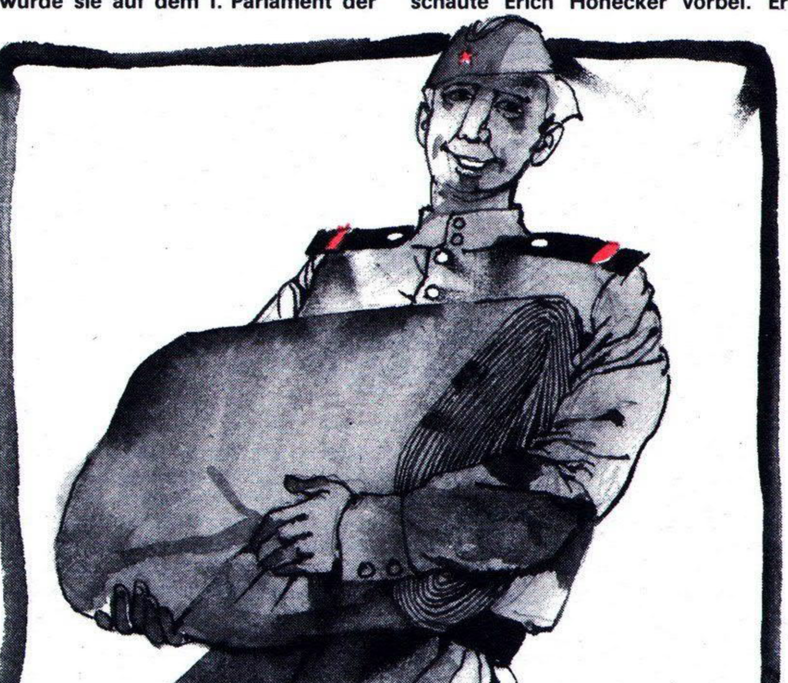
Die holen wir ...



„Mensch, Fridl, wo willst du denn Stoff auftreiben für Halstücher?" Die 36jährige Vorsitzende der Kindervereinigung der FDJ nickte ein wenig verlegen. Daran hatte sie auch schon gedacht. Drei Jahre nach dem Krieg waren Textilien und Lebensmittel rationiert, das Land noch von Ruinen und Trümmern gezeichnet. Nur ein Teil der zerstörten Fabriken produzierte wieder. Die Menschen hatten noch längst nicht satt zu essen, Kleidung war rar. Sie selbst hatte erst vor wenigen Wochen, auf dem Jungaktivistenkongreß in Zeitz als Auszeichnung einen Kleiderstoff erhalten, ihr erster nach dem Kriege. Damit hatte sie endlich den aus einer Decke gefertigten Rock ersetzen können. Doch jetzt brauchten die Mitglieder der zu gründenden Organisation blaue Halstücher. Woher nehmen?
Erich Honecker verfolgte aufmerksam die Diskussion der Jugendfreunde des Sekretariats im Zentralrat der FDJ. Schließlich ergriff der FDJ-Vorsitzende selbst das Wort. Er versprach, dieses Problem den Genossen von der sowjetischen Militärverwaltung vorzutragen. Vielleicht konnten sie helfen.
Und die sowjetischen Freunde konnten. Schon wenige Tage später brachte ein Lkw der Sowjetarmee einen Stoffballen in die Kronenstraße, wo der Zentralrat der FDJ seinen Sitz hatte. Fridl Lewin sah ihn vom Fenster aus und sprang die Treppe hinunter. Der Ballen war schwer. „Fjunfzik Meterr", sagte freundlich der Sowjetsoldat und schwang sich gleich wieder hinters Lenkrad. Oben rollte man die Stoffbahn aus, beschloß, die Zellwolle blau nachzufärben. „Aus einem Meter bekommen wir zwei Tücher, zwei, das heißt, zur Zentralratstagung im Dezember können wir allen 100 Berliner Mädchen und Jungen ein Halstuch überreichen", sagte Fridl triumphierend.
Jeder im Zimmer freute sich mit ihr. Ihr Optimismus hatte damals ja auch die jungen Antifaschisten im Zentraljugendausschuß überzeugt.
Im November 1945 war die erste Nummer von „Neues Leben" erschienen, und Fridl hatte als interessierter Leser dieser ersten Jugendzeitung nach dem Kriege das Thema „Kinder" vermißt. Mit Hilfe des antifaschistischen Jugendausschusses von Neukölln hatte sie mit anderen Jugendlichen im Sommer in Rudow eine Baracke hergerichtet und Kinder um sich geschart. Bisweilen kamen 200 ... Im „Neuen Leben" aber stand davon nichts. Deshalb wandte sie sich an den Zentraljugendausschuß. Erich Honecker und Edith Baumann hörten sich aufmerksam an, was Fridl zu berichten wußte; Paul Verner, der verantwortliche Redakteur der Zeitung, war gleichfalls zugegen.
Am Ende der lebhaften Debatte sagte der Leiter des Jugendausschusses: „Gut, darauf werden wir zu gegebener Zeit zurückkommen, augenblicklich ist eine Jugendorganisation dringender." Und als Fridl schon fast draußen war, hörte sie: „Die holen wir zu uns. Die hat Haare auf den Zähnen."
Wenige Monate später, im Juni 1946, wurde sie auf dem I. Parlament der FDJ in den Zentralrat gewählt und als Sekretär für die Kindergruppen der FDJ verantwortlich gemacht. Auf dem II., dem Meißner Parlament im Mai 1947, beschlossen die FDJler die Bildung einer Kindervereinigung des Jugendverbandes, und nun, wie gesagt, sollte die Pionierorganisation gegründet werden ...
Das Abzeichen der Pioniere mit den Buchstaben JP und der Flammenschale lag vor. Auch der Pioniergruß stand fest. Dann grübelte man an einer Frage, fand keine Lösung. Da schaute Erich Honecker vorbei. Er machte regelmäßig seine Runde durchs Haus und sagte in jeder Abteilung Guten Tag. Wo der Hase im Pfeffer liege, fragte er freundlich, als er die nachdenklichen Gesichter sah.
„Wir suchen vergeblich nach einer Bezeichnung für die Grundorganisation der Pioniere an der Schule", antwortete Fridl und kaute auf ihrem Bleistift. Der FDJ-Vorsitzende überlegte eine Weile und fragte dann, was sie von „Freundschaft", besser noch „Pionierfreundschaft" hielten.
„Na klar, das ist es", sagte Fridl begeistert und schlug sich mit der flachen Hand tadelnd an den Kopf. „Pionierfreundschaft. Das ist gleich ein ganzes Programm."
Am 13. Dezember 1948 war es dann soweit. Der Zentralrat der FDJ beschloß auf seiner 17. Tagung, die Kindervereinigung des Jugendverbandes – ihr gehörten inzwischen 180 000 Mädchen und Jungen an – als Pionierorganisation zu gründen.
Unten im Großen Saal warteten bereits ungeduldig die einhundert Kinder aus Berlin-Bohnsdorf, Friedrichshain und Britz. Sie waren mit ihren Zupfinstrumenten und Flöten in den Zentralrat eingeladen, um – wie man ihnen sagte – den FDJlern und sowjetischen Gästen ein kleines Kulturprogramm darzubieten. Und dann würde es noch eine Überraschung geben. Die Tür ging auf, herein kam das gesamte Sekretariat des Zentralrats, voran Erich Honecker und Fridl Lewin. Über dem Arm trugen sie Stöße von blauen Tüchern. Feierliche, gespannte Stille und Erwartung knisterte im Raum. Der Vorsitzende der FDJ verkündete würdevoll, daß sie beschlossen hätten, eine Pionierorganisation zu gründen. Das Zeichen der Pioniere sollte das blaue Tuch sein. Die anwesenden Kinder waren die ersten, die es bekamen.
Erich Honecker fragte Fridl leise, ob sie auch noch einen richtigen Pionierknoten binden könnte.
„Bestimmt", antwortete sie überzeugt und legte dem ersten Pionier das Tuch um den Hals. Bei den Roten Jungpionieren des KJVD wurde der Schlips ebenso geschlungen, auch diese Tradition sollte nun fortgesetzt werden.
Nach Fridl Lewin wurde Margot Feist aus Halle Vorsitzende der Pionierorganisation. Margot Feist heißt übrigens heute Margot Honecker und ist unser Minister für Volksbildung. Aber das wußtet ihr sicher.

FRANK SCHUMANN

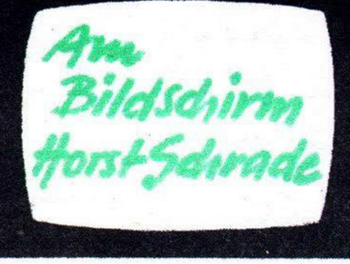
Zeichnung: Karl Fischer
Foto: privat





Hans müht sich früh mit Hangeln ab, er fühlt sich frisch und gar nicht schlapp.















MATTSCHEIBE

Ein Fernseher, der sieht ganz nah,
die Leute vor der Röhre hocken.
Fast immer sind dieselben da,
er braucht nicht mal mit „Krimi" locken!

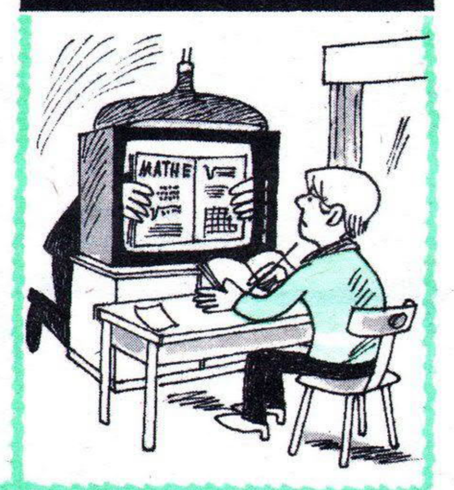
Für viele reicht, daß es ihn gibt,
mit Bildschirm und mit Schalter.
Wenn man die Sensoren tippt,
dann flimmert es für jedes Alter!

Und alle glotzen, stur und still,
selbst wenn das Bild total
verschwommen.
Geschehe ringsum, was da will,
die Umwelt wird nicht wahrgenommen.

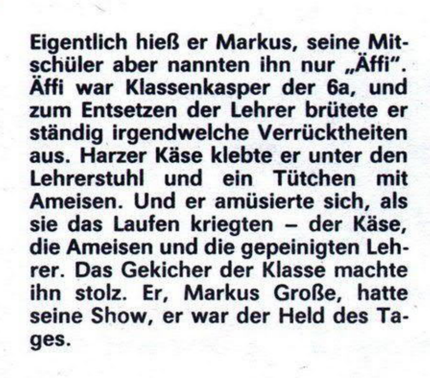
Menschenskinder, seid doch hell,
es gibt schon soviel „Fernsehkranke",
zur „Mattscheibe", da kommt man
schnell,
drum sagt doch ab und zu: Nein,
danke!

Es ist und bleibt das alte Lied,
das gilt für Müller wie für Schmidt:
Wer nur noch in die Ferne sieht,
bekommt das Nahe nicht mehr mit!

HANS-JOACHIM KÖNAU



Die Notlüge



Eigentlich hieß er Markus, seine Mitschüler aber nannten ihn nur „Äffi". Äffi war Klassenkasper der 6a, und zum Entsetzen der Lehrer brütete er ständig irgendwelche Verrücktheiten aus. Harzer Käse klebte er unter den Lehrerstuhl und ein Tütchen mit Ameisen. Und er amüsierte sich, als sie das Laufen kriegten – der Käse, die Ameisen und die gepeinigten Lehrer. Das Gekicher der Klasse machte ihn stolz. Er, Markus Große, hatte seine Show, er war der Held des Tages.

Neulich steckte er seinen Goldhamster in den Schaukasten. Das kurzsichtige Fräulein Fabian fiel fast in Ohnmacht, als die ausgestopften Vögel plötzlich geisterhaft wippten und wackelten. Beim Applaus seiner Klassenkameraden schloß Äffi genußvoll die Augen und verbeugte sich nach allen Seiten. So wird es sein, wenn ich später auf der Bühne stehe, dachte er eitel. Die Leute werden klatschen und „Bravo" rufen, „Bravo, Markus der Große!"

„Wer hat den Ottomotor erfunden?" wollte der Physiklehrer wissen. Niemand meldete sich. Äffi faltete seelenruhig Papierkrampen, der Schnipsgummi lag schon bereit.

„Markus!" donnerte der Lehrer. „Na los, sag schon! Wer ist das gewesen mit dem Motor?"

Äffi fuhr hoch wie aus tiefstem Schlaf und stotterte: „Ich war es diesmal nicht, Herr Müller! Pionierehrenwort!"

Großes Gelächter.

Herr Müller guckte verbiestert. „Stimmt genau, Markus! Außer affigen Antworten und lächerlichen Störmanövern wirst du wohl nie etwas erfinden! Paß gefälligst auf und melde dich, wenn du etwas weißt! Also, der Ottomotor ..."

Schon nach sechs Sekunden riß Äffi den Arm hoch.

Der Physiklehrer staunte. „Ja, Markus?"

„Ich weiß etwas!"

„So, so, du weißt also etwas. Und – es ist wirklich wichtig?"

„Superwichtig!"

„Na, dann schieß los!"

Da sagte Äffi ungeheuer höflich: „Entschuldigung, Herr Müller, Ihr Schlips hängt schief."

Danach sprach die Klassenleiterin mit Äffi, redete ihm sozusagen ins Gewissen und wie unkameradschaftlich sein Verhalten wäre. „Vor allem lernst du selbst nichts dabei."

„Na und? Ich werde Schauspieler. Da brauch ich all die Schulweisheiten sowieso nicht."

„Schauspieler? Wirklich Schauspieler? Das wird nichts, Markus! Das kann gar nichts werden bei deiner miesen Disziplin." Frau Kluge betrachtete Äffi so entsetzlich mitleidig, daß ihm sofort schlecht wurde.

Verwirrt stammelte er: „Aber das ... das können Sie ja überhaupt nicht wissen!"

„Doch, ich weiß es. Ach, Markus, was bist du für ein Pechvogel!"

Äffi weinte fast. „Ich will aber Schauspieler werden!"

Bedauernd schüttelte die Lehrerin immer wieder den Kopf und murmelte: „Schade, schade ..."

Äffi fühlte sich klein und elend.

Plötzlich flüsterte Frau Kluge: „Kannst du schweigen?"

„Wieso?"

„Ja oder nein? Es ist deine letzte Chance."

„Ja, ich schweige."

Da vertraute Frau Kluge dem Jungen ein Geheimnis an.

Ab sofort war Äffi wie umgewandelt. Nicht ein einziges Mal mehr störte er den Unterricht. Aufmerksam lauschte er den Lehrern, arbeitete mit und gab vernünftige Antworten. O nein, leicht fiel ihm seine neue Haltung ganz und gar nicht! Auf die Frage seiner Klassenkameraden, ob er krank sei, lächelte er nur. Das Geheimnis ausplaudern? Niemals!

„Erstaunlich diese Wandlung!" wunderten sich auch die Lehrer über Äffi. „Wie haben sie das nur geschafft, Kollegin Kluge?"

„Mit einer Notlüge: Die DEFA wäre auf Talentesuche und hätte in allen Räumen der Schule unsichtbare Mikrofone und Kameras angebracht."

BARBARA KÜHL



Jana trinkt Joghurt in der Pause, sie trinkt Joghurt auch zu Hause.

Das Klavier auf der Treppe

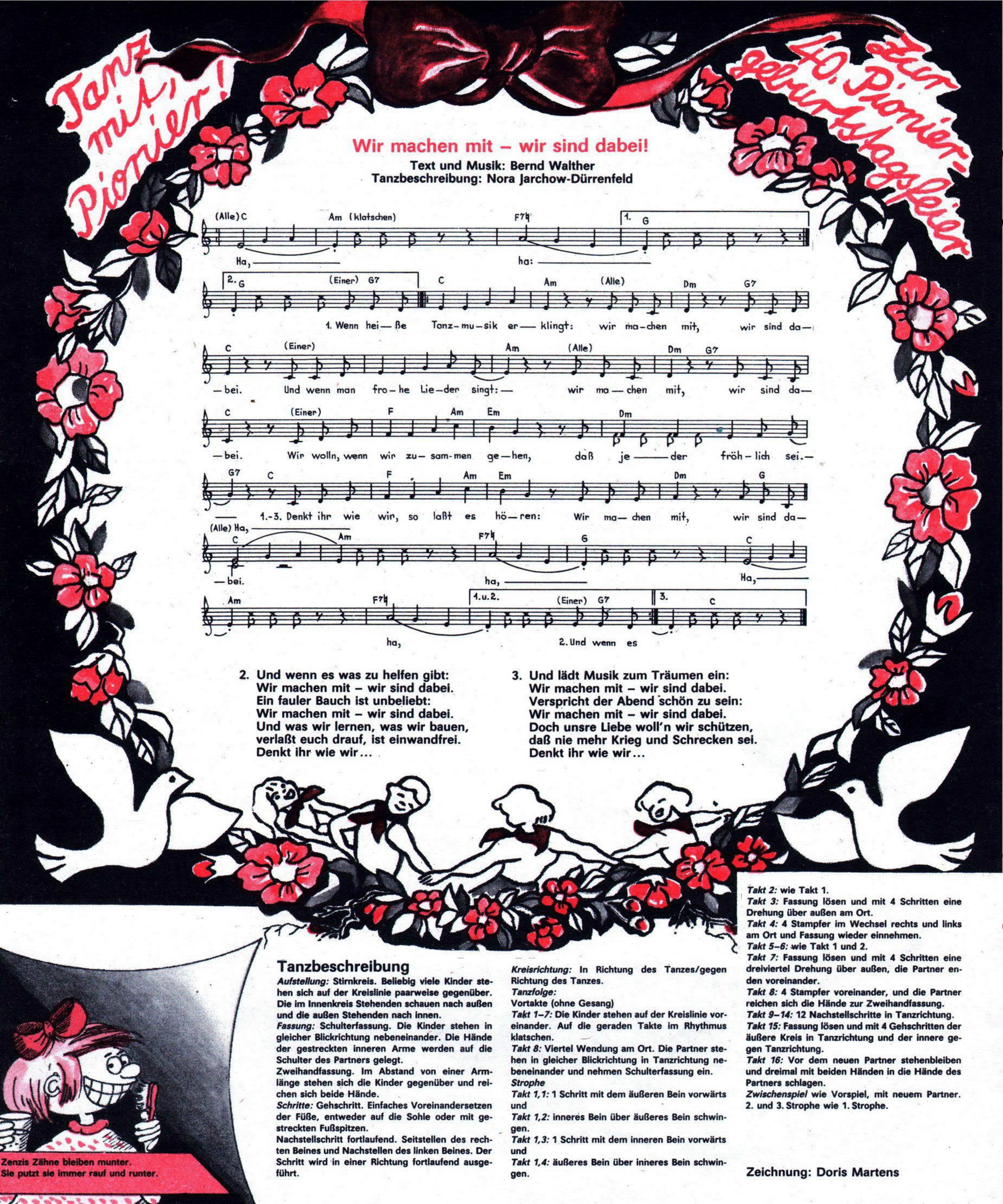
Vielleicht erinnert ihr euch daran, daß unser Haus renoviert worden ist, von oben bis unten.
Nein? Macht nichts. Nun wißt ihr es. Aber die Sache mit dem leeren Kellerraum, ich meine, die Meinungsverschiedenheiten, was man daraus machen sollte – ein „Freizeitzentrum" oder eine Bowlingbahn oder ob ihn die Arbeitsgemeinschaft „Modelleisenbahn"...
Wißt ihr auch nicht mehr? Habe ich aber erzählt.
Na, und die Geschichte mit dem alten Klavier von Fräulein Immerschönimtakt?
Nun tut mal nicht so, als ob ihr euch daran erinnert. Könnt ihr gar nicht. Die erzähle ich nämlich jetzt erst.
Fräulein Immerschönimtakt heißt ja eigentlich Fräulein Wuttke. Sie ist Klavierlehrerin. „Immer schön im Takt" ist ihre ständige Redensart im Unterricht, und nun heißt sie eben bei uns so.
„Ach, Herr Kulicke", sagte sie zum Vater von Markus, „ich habe da ein kleines Problem. Ich habe mir ein neues Klavier gekauft." „Da wollen Sie wohl neue Musik spielen?" fragte Herr Kulicke und lachte herzlich über seinen Scherz.
„Das alte Klavier paßte nicht mehr zu den neuen Tapeten", sagte Herr Kienbaum, Tilos Vater, und auch er lachte mächtig über seinen eigenen Spaß, wie die Erwachsenen das gern tun.
„Das ist so", erklärte Fräulein Immerschönimtakt, „zwei Klaviere haben in meiner kleinen Wohnung keinen Platz, und bevor das neue kommt..."
„Muß das alte raus", nickte Anjas Vater. „Kein Problem, Fräulein Immerschön – oh, Verzeihung..."
„Macht nichts", lächelte Fräulein Wuttke freundlich, „mich nennen ja alle so."
„Kein Problem, das Klavier. Vier kräftige Männer, die Bengels können auch mit zufassen."
„Wo soll's denn hin?" fragte mein Vati, der interessiert dem Gespräch zugehört hatte. Vielleicht dachte er, das gibt etwas für eine Reportage her, „Das Klavier auf der Treppe" oder so.
„Vielleicht erst einmal in den Keller", meinte Fräulein Immerschönimtakt.
„Mein Vater trägt nicht mal den Mülleimer runter", flüsterte Tilo, „und jetzt will er den schweren Kasten vier Treppen hinunterschleppen."
Für den Klaviertransport geeignet war eigentlich nur der Vater von Markus, der ist ein richtiger Packer, der macht Kraftsport und hat schon eine Medaille für seinen athletischen Body bekommen.
„Vier Mann, vier Ecken", kommandierte er. „Hau ruck!"
Herr Kulicke, Herr Kienbaum, Herr Brieske und mein lieber Vati holten tief Luft, packten das Klavier und hoben es über die Schwelle. „Ist doch 'ne Kleinigkeit", lachte Herr Brieske, der sonst in seinem Büro Computer programmiert. Als das Klavier ihn und meinen Vati die Treppe hinunterschob, lachte er nicht mehr.
„Wir kriegen ein Klavier!" rief Cora, „es kommt schon die Treppe herunter!"
„Was sollen wir mit einem Klavier?" Tilo verdrehte die Augen. „Kannste doch höchstens Weihnachtslieder drauf spielen. Ich dachte mehr an einen Synthesizer und paar computergesteuerte Videogeräte..."
„Aber nicht so, meine Herren!" hörten wir Herrn Kulicke rufen. „Ich habe meine Tür mit echt japanischem Schleiflack gestrichen. Sehen sie sich bitte vor!"
Das hätte er lieber dem Klavier sagen sollen. Es schob meinen Vati beiseite und rammte die schleifgelackte Tür von Kulickes.
„Ich finde das Klavier dufte!" sagte Petra. „Wenn da einer drauf spielen kann, gibt's 'nen echt irren Sound!"
„Genau", nickte Markus, „besonders, wenn man Reißnägel und Glasscherben zwischen die Saiten schüttet."
Das Klavier war inzwischen unbeschädigt im zweiten Stockwerk angekommen. Beschädigt waren der Putz im dritten Stock, das Treppengeländer und Herr Brieske. Genauer gesagt, sein rechter Daumen.
„Gleich verlangt er nach der Schnellen Medizinischen Hilfe", sagte Anja, „ich gehe mal schon den Verbandskasten holen."
„Guten Tag", sagte ein Mann in der Haustür, „wir sind von der AG Modelleisenbahn. Uns wurde gesagt, wir könnten hier unsere Anlage aufbauen..."
„Da sind Sie genau auf dem falschen Bahnhof!" rief Herr Kienbaum hinter dem Klavier hervor, „aus dem Keller wird ein Fitneßraum mit Sauna!"
„Als ob du in die Sauna gehst!" lachte Frau Kienbaum. „Den Keller habe ich schon der Volkssolidarität versprochen. Da machen wir Dia-Vorträge für unsere Rentner und Spielnachmittage mit ‚Mensch, ärgere dich nicht' und so!"
Das Klavier rutschte eine halbe Treppe tiefer und brummte vergnügt mit den Saiten. Mein Vati sprang in die Höhe, zog sich den Schuh aus, umklammerte seine Zehen und sagte etwas, was die Redaktion nicht drucken wollte.
„Ich weiß nicht, warum wir diesen Keller ausgeräumt haben", sagte Tilo. „Wochenlang in Altpapier und Lumpen gewühlt, Gebirge von Schutt rausgeschleppt..."
„Kellerasseln verjagt", flüsterte Anja, „iiih!"
„... und jetzt sollen wir schwitzen oder Rausschmeißer spielen!" beendete Tilo seine Klagerede.
Die vier starken Männer, also unsere Vatis, strengten sich mächtig an, aber das Klavier war schneller und stand plötzlich auf der Kellertreppe.
„Ein Klavier!" rief der Eisenbahnmodellbaumann begeistert, „kann da etwa einer drauf spielen?"
„Natürlich", erklärte Fräulein Immerschönimtakt würdevoll, „dachten Sie, es können alle Leute nur Eisenbahn spielen?"
Sie stellte sich an ihr altes Klavier.
„Jetzt kommt der ‚Fröhliche Landmann'", grinste Tilo, „oder ‚Tanz der Heinzelmännchen'."
Fräulein Wuttke klimperte erst ein bißchen herum, und ganz plötzlich ging sie in einen Rock 'n' Roll über, daß Tilo das Grinsen verging und wir alle Mund und Augen aufrissen. Dann schnappte sich Markus die Petra und wirbelte sie herum, der Eisenbahnmodellbaumann verbeugte sich vor Frau Kienbaum und Herr Bruse holte einen Stuhl und schob ihn Fräulein Wuttke unter den ... also, er sagte, sie solle doch Platz nehmen.
„Ist ja Wahnsinnsstimmung hier bei euch!" Das war Saskia aus dem Wohnblock nebenan. „Was anderes als die lahme Disko in der Pinguin-Bar." Sie schnappte sich meinen Vati, die Rentner, die ihren Mensch-ärgere-dich-nicht-Keller saubermachen wollten, warfen Besen und Schaufel weg, und plötzlich war der ganze Keller, von dem keiner wußte, was daraus werden sollte, voll von rock 'n' rollenden Menschen. Fräulein Immerschönimtakt ging in eine Polka über, für die Älteren, wie sie sagte, aber Cora und ich, wir waren ja mal in der Tanzschule, da staunten die Erwachsenen nicht schlecht.
Nach einer Stunde wußte keiner mehr – ist das nun Rentner- oder Jugendtanz oder eine Sauna. So kamen wir ins Schwitzen.
„Alles klar!" rief Herr Kulicke, „der Keller wird unser Mehrzweck-Veranstaltungsraum, und sonnabends ist Tanz mit Fräulein Immerschönimtakt am Klavier!"
„Und meiner Old-River-Damen-Band", lächelte Fräulein Wuttke bescheiden.
„Und einmal im Jahr machen wir eine Eisenbahnausstellung", versprach der Modellmann.
„Und mittwochs ist Rentnertanz!" strahlte Frau Kienbaum.
„Und wir sollten uns, nachdem das Kellerproblem gelöst ist", sagte Tilo, „vielleicht mal um unseren Haussportplatz kümmern. Da ist Schutt wegzuräumen, die Schaukel muß aufgestellt werden..."
Aber davon erzähle ich ein anderes Mal. Jetzt müssen wir erst einmal sehen, wie wir das Klavier von der Kellertreppe wegkriegen.

HANS-JOACHIM RIEGENRING
Zeichnung: Erich Gürtzig





Emil will stets nur gewinnen.
Mit ihm läßt sich kein Spiel beginnen.



Wir machen mit – wir sind dabei!

Text und Musik: Bernd Walther
Tanzbeschreibung: Nora Jarchow-Dürrenfeld

2. Und wenn es was zu helfen gibt:
Wir machen mit – wir sind dabei.
Ein fauler Bauch ist unbeliebt:
Wir machen mit – wir sind dabei.
Und was wir lernen, was wir bauen,
verlaßt euch drauf, ist einwandfrei.
Denkt ihr wie wir…

3. Und lädt Musik zum Träumen ein:
Wir machen mit – wir sind dabei.
Verspricht der Abend schön zu sein:
Wir machen mit – wir sind dabei.
Doch unsre Liebe woll'n wir schützen,
daß nie mehr Krieg und Schrecken sei.
Denkt ihr wie wir…

Tanzbeschreibung

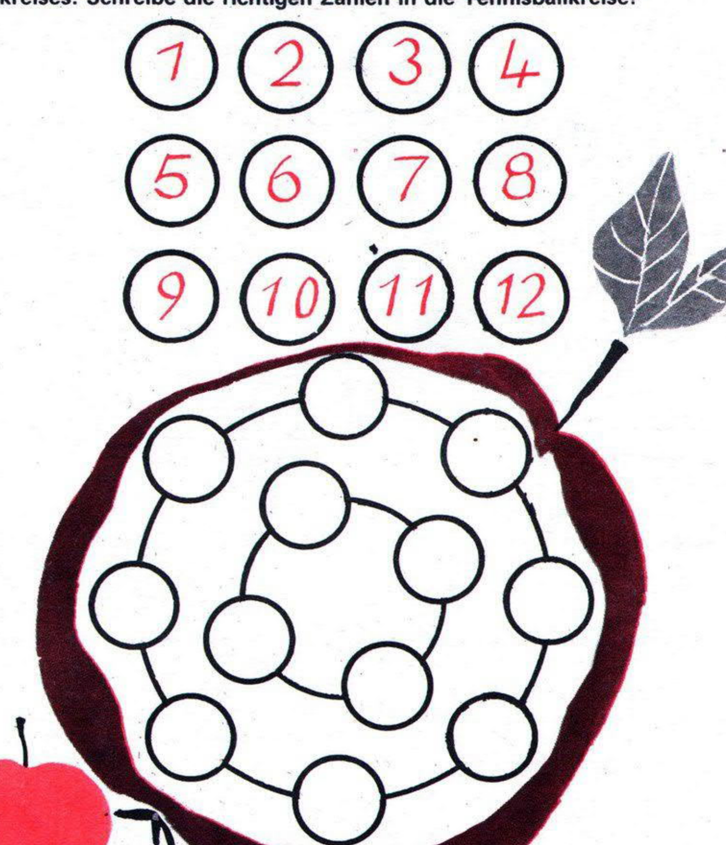
Aufstellung: Stirnkreis. Beliebig viele Kinder stehen sich auf der Kreislinie paarweise gegenüber. Die im Innenkreis Stehenden schauen nach außen und die außen Stehenden nach innen.
Fassung: Schulterfassung. Die Kinder stehen in gleicher Blickrichtung nebeneinander. Die Hände der gestreckten inneren Arme werden auf die Schulter des Partners gelegt.
Zweihandfassung. Im Abstand von einer Armlänge stehen sich die Kinder gegenüber und reichen sich beide Hände.
Schritte: Gehschritt. Einfaches Voreinandersetzen der Füße, entweder auf die Sohle oder mit gestreckten Fußspitzen.
Nachstellschritt fortlaufend. Seitstellen des rechten Beines und Nachstellen des linken Beines. Der Schritt wird in einer Richtung fortlaufend ausgeführt.
Kreisrichtung: In Richtung des Tanzes/gegen Richtung des Tanzes.
Tanzfolge:
Vortakte (ohne Gesang)
Takt 1–7: Die Kinder stehen auf der Kreislinie voreinander. Auf die geraden Takte im Rhythmus klatschen.
Takt 8: Viertel Wendung am Ort. Die Partner stehen in gleicher Blickrichtung in Tanzrichtung nebeneinander und nehmen Schulterfassung ein.
Strophe
Takt 1,1: 1 Schritt mit dem äußeren Bein vorwärts und
Takt 1,2: inneres Bein über äußeres Bein schwingen.
Takt 1,3: 1 Schritt mit dem inneren Bein vorwärts und
Takt 1,4: äußeres Bein über inneres Bein schwingen.
Takt 2: wie Takt 1.
Takt 3: Fassung lösen und mit 4 Schritten eine Drehung über außen am Ort.
Takt 4: 4 Stampfer im Wechsel rechts und links am Ort und Fassung wieder einnehmen.
Takt 5–6: wie Takt 1 und 2.
Takt 7: Fassung lösen und mit 4 Schritten eine dreiviertel Drehung über außen, die Partner enden voreinander.
Takt 8: 4 Stampfer voreinander, und die Partner reichen sich die Hände zur Zweihandfassung.
Takt 9–14: 12 Nachstellschritte in Tanzrichtung.
Takt 15: Fassung lösen und mit 4 Gehschritten der äußere Kreis in Tanzrichtung und der innere gegen Tanzrichtung.
Takt 16: Vor dem neuen Partner stehenbleiben und dreimal mit beiden Händen in die Hände des Partners schlagen.
Zwischenspiel wie Vorspiel, mit neuem Partner.
2. und 3. Strophe wie 1. Strophe.

Zeichnung: Doris Martens

ZAHLEN KNOBELEIEN

Tennisballkreise

Klaus hat 12 numerierte Tennisbälle. Er soll damit einen äußeren Kreis mit 8 Tennisbällen und einen inneren Kreis mit 4 Tennisbällen bilden. Die Summe des Außenkreises soll doppelt so groß sein wie die Summe des Innenkreises. Schreibe die richtigen Zahlen in die Tennisballkreise!



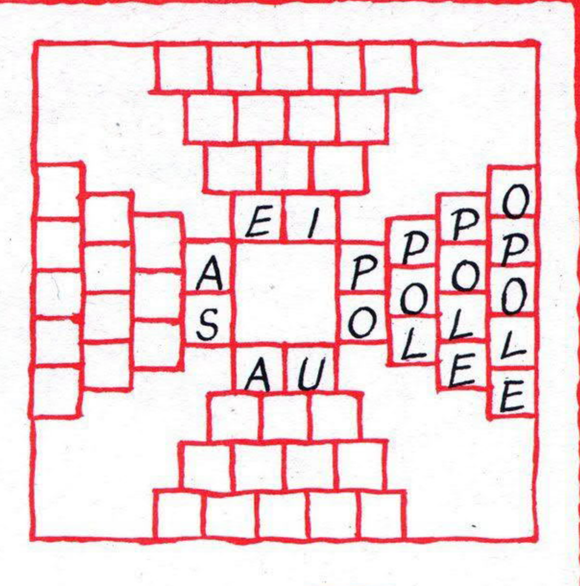
Acht Achten

Nancy Günther aus Kerspleben fragt euch: Wer kann acht Achten so zusammenzählen, daß die Summe 1000 herauskommt?

Wörtermühle

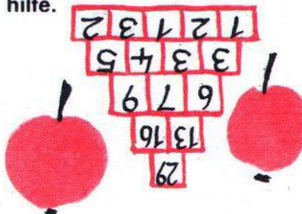
Die zweibuchstabigen Ausgangswörter sind durch Hinzufügen eines Buchstabens zu neuen Wörtern umzubilden.

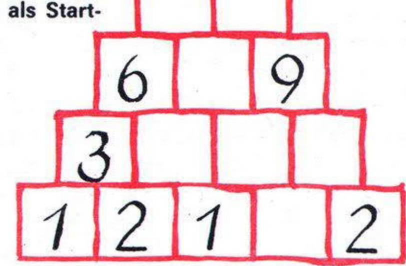




Zahlenpyramide

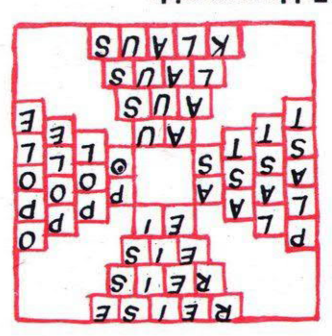
Die Summe zweier benachbarter Zahlenfelder erscheint immer im Mittelfeld darüber. Die eingetragenen Zahlen dienen als Starthilfe.





Auflösungen:

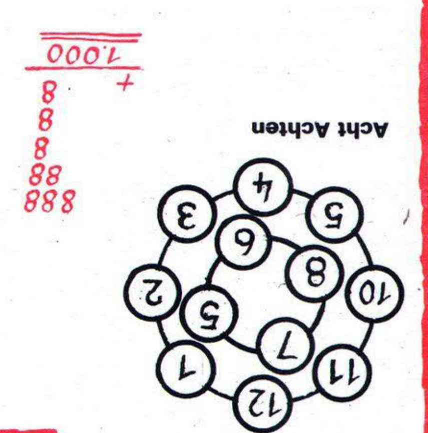
Zahlenpyramide



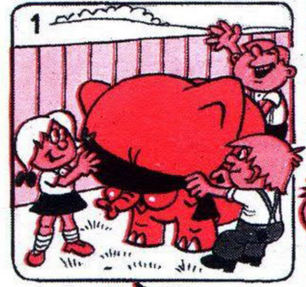
Wörtermühle

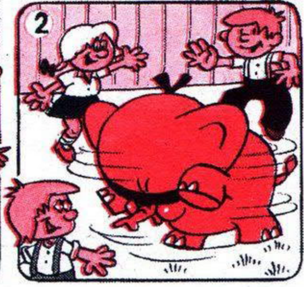
Acht Achten

888 + 88 + 8 + 8 + 8 = 1000

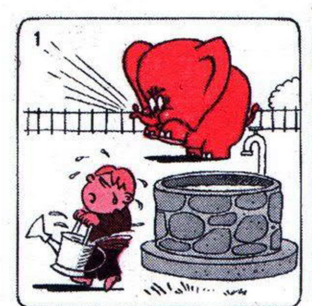


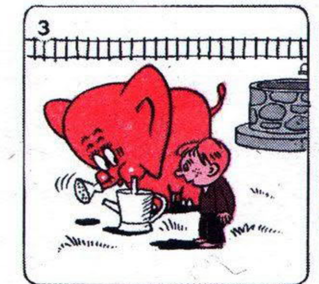
Tennisballkreise

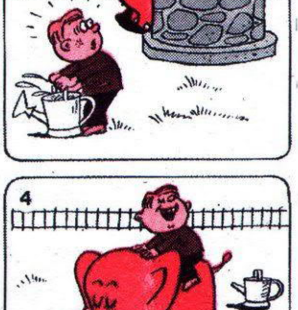
















Zeichnungen: Horst Alisch

Fünfzig Jahre nach der faschistischen Pogromnacht 1938 werden sich in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück Mitglieder der Freien Deutschen Jugend versammeln. Mit ihrer Manifestation erinnert die Jugend der DDR an die Verbrechen des Faschismus, an den mutigen Widerstand jüdischer Menschen, ihren gemeinsamen Kampf mit anderen Antifaschisten. Der Schriftsteller Bodo Schulenburg erzählt in dieser Geschichte zu seinem Buch „Markus und der Golem", was in der Nacht vom 9. zum 10. November vor fünfzig Jahren geschah.

Wie ich Markus und den Golem fand

Geschichten zu einem Buch

Ich lese aus dem Buch „Markus und der Golem" vor.
Ihr fragt: Hast du dir das ausgedacht? Woher weißt du das?

Ich horche in ein Haus hinein

Am Anfang fand ich eine Tafel, angebracht an einem Haus in Berlin-Niederschönhausen. Ich las: „Hier wurden über 150 jüdische Kinder, unter ihnen etwa 70 Säuglinge, umsorgt und in Liebe zu den Menschen erzogen. SS verschleppte 1942 diese lebensfrohen Kinder und mordete sie."
Die Straße war ganz still. Ich schloß die Augen und horchte in das Haus hinein. Plötzlich war mir, als hörte ich ein leises Singen. Es waren ganz feine Töne, so wie Kinder weinen.



Das Haus ohne Lachen

Wer konnte mir vom Leben der Kinder in diesem „Haus ohne Lachen" erzählen? Überlebte eine Lehrerin oder eine Köchin? Ich suchte und fragte: Wurde vielleicht eines der Kinder gerettet?
Arno Munter, ein Berliner Antifaschist, sagte mir: „Zuerst ging die Fahrt der Kinder in ein sogenanntes Auffanglager in der Gipsstraße in Berlin-Mitte. Von dort begann der Abtransport in die Hölle von Theresienstadt, einem Konzentrationslager, wo die Faschisten viele Tausende Kinder einsperrten. Von den Kindern aus dem Berliner Heim ist ein großer Teil sicher schon auf der Fahrt nach Theresienstadt umgekommen. Ich wurde im gleichen Jahr dorthin verschleppt und weiß aus eigener Erfahrung, wie mörderisch solche Transporte waren. Wer von den Kindern dort überlebte, starb in einer Gaskammer des Konzentrationslagers Auschwitz."
Das wußte ich: Ich will erzählen von einem kleinen jüdischen Jungen, und ich nannte ihn Markus.
Wie hast du gespielt, gelernt, geträumt, Markus, bevor du in dieses Kinderhaus kamst?

Ein Gewitter ohne Blitze

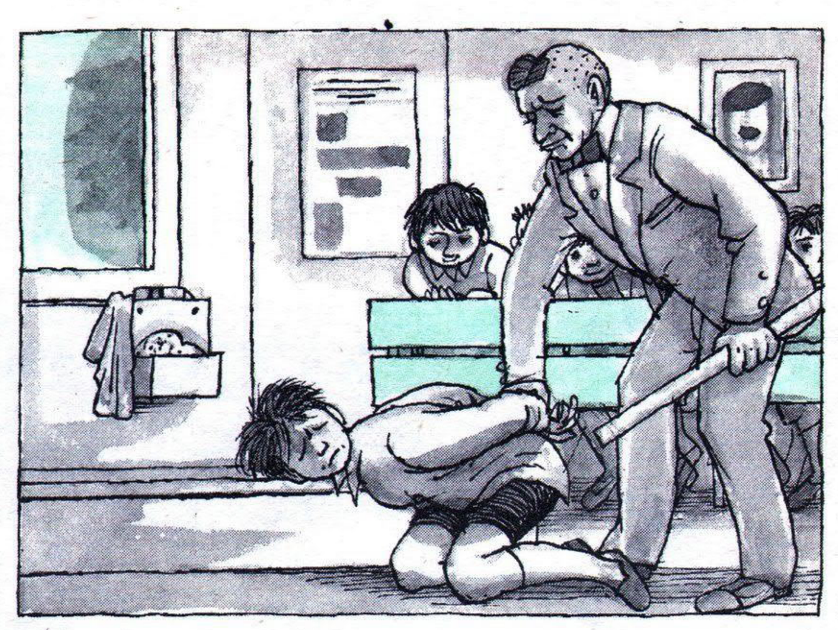
Es war an einem Tag im späten Herbst. Die Bäume waren müde, sie hatten den Sommer hinter sich, und die Sonne schien wie durch einen silbernen Schleier. Sie gingen durch den Zoo, und Markus fühlte die große, warme Hand des Vaters. Ein Tierwärter fütterte die Papageien, die links und rechts des Weges auf hölzernen Sitzstangen mit einem Blechdach darüber saßen. Die Papageien schrien: Josef! Josef! Der Tierwärter lächelte Markus zu, nahm ihn auf den Arm, und Markus schüttete aus einer Papiertüte Sonnenblumenkerne in einen Futternapf. Die Papageien knabberten und spuckten die Schalen aus, dann kletterten sie auf das Dach ihres Käfigs ohne Gitter, und es hörte sich an wie leises Grollen bei Sonnenschein, ein Gewitter ohne Blitze. Markus freute sich und tat aus Spaß so, als hätte er Angst vor dem fernen Gewitter.
Markus träumte seither oft vom Papageienmann, und manchmal hörte er das leise Grollen bei Sonnenschein,und er tat auch im Traum aus Spaß so, als fürchte er sich ...
Wenige Zeit später wurde es Markus verboten, den Zoo und die Papageien dort zu besuchen.

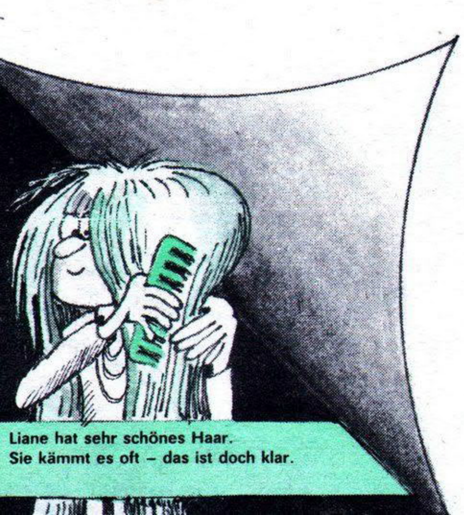
Er soll Tina heißen

Was sind schon Papageien! Vielleicht kaufte der Vater einen kleinen Hund. „Er soll Tina heißen", meinte Markus.
Ich las alte Zeitungen: Anordnungen der Faschisten.
„Juden ist mit sofortiger Wirkung das Halten von Haustieren (Hunde, Katzen, Vögel) verboten."
Menschen jüdischer Herkunft war es nicht erlaubt, in ein Kino oder Theater zu gehen. Das Betreten eines Parks, Zoos, eines Hotels, einer Sportstätte war ihnen verboten. In manchen Geschäften hing ein Schild: „Juden und Hunde unerwünscht". Sie durften kein Radio besitzen, nicht Fahrrad fahren, keine Straßenbahn benutzen.
Es kann keine Tina geben; Markus spielt nicht mit einem kleinen Hund.

2 Juden weniger 2 Juden?

Markus soll einen Freund haben: Peter.
„Komm mit zur Spree", sagte Peter.
Sie liefen zum Wasser. „Peter, was machst du da?"
„Ich gehe ins Wasser!"
„Das Wasser hat Zauberkräfte", sagte Markus, „es zieht dich in die Tiefe!"
„Ich bin stärker", sagte Peter.
„Bleib draußen, bitte."
Aber Peter sprang, er schlug das Wasser und lachte und blieb oben. So einen tapferen Freund hat Markus! Beide saßen in der Schule auf einer Bank. Der Lehrer rechnete seltsame Aufgaben: „Bei uns wohnen 6 Juden, 2 wandern aus, 2 verschwinden. Wieviel sind noch da?"
„Zwei", riefen die Kinder.
„Rechnet also: 6 Juden weniger 4 Juden. Nun werden die beiden eingesperrt. 2 Juden weniger 2 Juden sind?"
„Gar keine mehr", riefen die Kinder fröhlich. So rechneten sie eine Weile, und am Schluß jeder Aufgabe hieß es: Gar keine mehr!
Der Lehrer stand vor Markus. „Warum rechnest du nicht mit?" Das Lineal des Lehrers beschrieb einen Punkt neben der Wandtafel. „Dorthin, Jüdchen!" Markus unterdrückte ein vogelartiges Schlucken, er zerfloß vor Scham, und sein Herz dröhnte wie eine Pausenglocke – in der ganzen Klasse mußte das zu hören sein. „Es zwingt dich keiner mitzurechnen, Jüdchen", sagte der Lehrer.
Markus nickte verzweifelt. Der Lehrer packte ihn und warf Markus mit







gegen den Rücken gedrehten Handgelenken auf die Knie.
„Zwei Juden werden eingesperrt, wieviel bleiben?"
In Markus' Herz wurde es still und leer.
Der Lehrer sagte: „Jüdisches Miststück!" Dann sprach er davon, daß die Juden mit hinterhältiger Bosheit das deutsche Land in lauter Unheil gestürzt hätten. „Die Juden sind unser Unglück!"
Plötzlich sollte Markus Schuld tragen an Hunger und Not und Krankheit? Plötzlich war Markus ein Feind. Peter sprach und spielte nicht mehr mit ihm. Tage später durfte Markus die Schule nicht mehr besuchen.

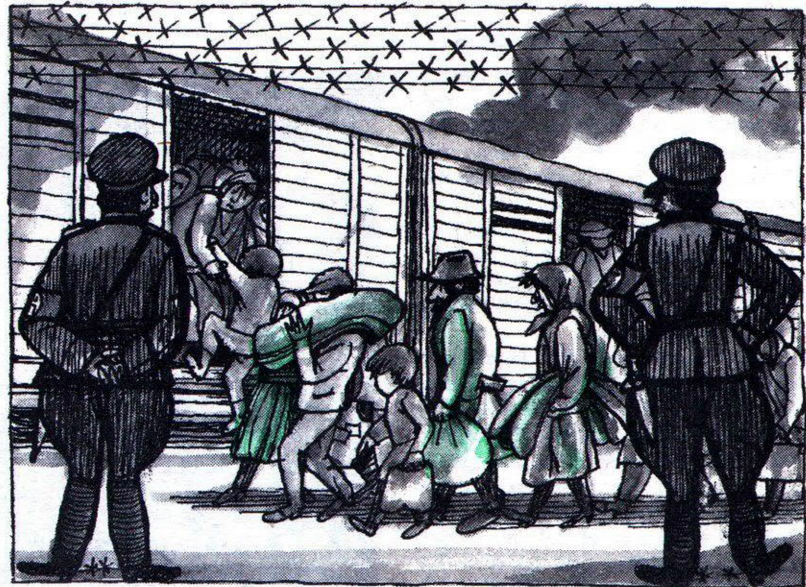
„Gut Schabbes", sagte die Mutter

Wenn Markus aufwachte, stand die Mutter schon am Herd und kochte. Die Challes waren im Ofen, und der warme Duft des backenden Teigs durchzog das Zimmer. Jeden Freitag wurde das gleiche gekocht: Fisch, Challes, Hühnerbrühe, Nudeln, Kompott und Kuchen. Markus konnte den Freitag am Geruch erkennen.
Vormittags fegte und scheuerte und wischte die Mutter. Dann bedeckte sie den Tisch mit einer weißen Decke und stellte den silbernen Leuchter darauf. Die Stube hatte ihr Sabbatkleid angezogen.
Markus stieg in eine große Waschschüssel, und die Mutter seifte ihn ein. Nach dem Bad zog Markus sein schönstes Hemd an. Es wurde feiertäglich, erwartungsvoll. Markus war kein kleiner, schmutziger Junge mehr, sondern eine wichtige Person, die in ihrem sauberen Kleid die Königin Schabbat begrüßen wird. Mit der beginnenden Dämmerung zündete die Mutter die Kerzen an. „Gut Schabbes", sagte sie. „Gut Schabbes", antworteten der Vater und Markus. Der Vater goß den Wein in die Becher, segnete ihn und trank. Dann gab er der Mutter und Markus einen Schluck davon und segnete die Mahlzeit. Markus half das Essen auftragen. Die Kerzen strahlten wohlige Wärme aus. Am Freitag stand keiner hungrig vom Tisch auf oder füllte sich den Magen mit Kartoffeln. Freitag war ein schöner Tag. Markus vergaß all seine Angst.



Wohin bringt ihr uns?

Der Donner schwoll an. Es dauerte lange, ehe Markus begriff, daß Schläge die Haustür erschütterten. Fensterscheiben klirrten, und im Treppenhaus brüllte es: „Die Juden wohnen da oben!" Der Vater ging mit langsamen Schritten zur Wohnungstür. Er keuchte verzweifelt: „Welch eine Schande!" Die Tür zersplitterte. Durch die Öffnung drangen Lichtschein und stampfende Stiefel. Das Zimmer füllte sich mit den Schreien aufgerissener Münder, mit wütenden Blicken, schrecklich viel Bewegung, scharf bohrenden Stimmen, daß Markus glaubte, es müsse die Wände zersprengen. Um ihn war eine furchtbare Feindseligkeit, eine tödliche Fremdheit, die er sich nicht erklären konnte. Vor seinen Augen tanzten Bilder, die vorbeihuschten wie ein Film. Es waren unterschiedliche Bilder: das blutverschmierte Gesicht des Vaters, ein ängstlich aufflatternder Papagei, Kamm, Spiegel, Taschentuch, die aus der Handtasche der Mutter geschüttet wurden, der Papageienmann, auf dem ein Stiefelabsatz drehte, und alle Bilder wurden zusammengehalten von einem seltsamen Lied: „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut ...", das die Männer in den braunen Uniformen brüllten.
Unter den vielen, die in einen Viehwagen getrieben wurden, waren Markus' Eltern. Wohin bringt ihr uns? Die Faschisten lachten.



Markus sucht den Golem

Als faschistische Pogromnacht bezeichnen wir die Nacht vom 9. zum 10. November 1938, in der die Faschisten jüdische Menschen ermordeten, 20 000 in die Konzentrationslager verschleppten, 281 Synagogen – so hießen die Gottesdiensthäuser der jüdischen Gemeinde – zerstörten.
Ihr fragt: Warum geschah das?
Die Juden sind schuld an Not, Hunger und Krankheit? Die Nazis brauchten Schuldige, auf die sich der Volkszorn entladen sollte, weil die wahren Schuldigen nicht erkannt werden wollten. „Die Juden sind unser Unglück!" behaupteten sie immer wieder. Und sie versprachen eine rasche und wunderbare Befreiung von allen Sorgen und Nöten. Wichtigste Voraussetzung dafür, sagten sie, sei die Vernichtung von Marxisten und Juden.
Wie sollte Markus das verstehen? Wer konnte ihm helfen? Es war einmal vor langer Zeit, als der Rabbi Löw den Golem schuf. Nacht für Nacht sandte er ihn aus, über die Juden zu wachen.
Markus suchte den Golem. Wird der Golem ihm helfen?
Ich setzte mich an meinen Tisch und begann die Geschichte aufzuschreiben.

BODO SCHULENBURG

Zeichnungen: Erich Gürtzig



Niko nuckelt Nikotin.
Er fühlt sich stark. Wo führt das hin?

Am Freitag, dem 11. November 1988, lädt Emmy zum dritten Mal in diesem Jahr nach Gera ein. Zwei Tage lang wird das Haus der Kultur fleißige SERO-Sammler aus dem Bezirk und der Stadt Gera zu Gast haben. Bei insgesamt drei Veranstaltungen unter dem Motto „Emmy sagt Danke!" erleben mehr als 3000 Pioniere fröhliche Stunden mit bekannten Interpreten, Künstlern und Artisten, mit Spiel, Spaß, Tanz und mit vielen Überraschungen.

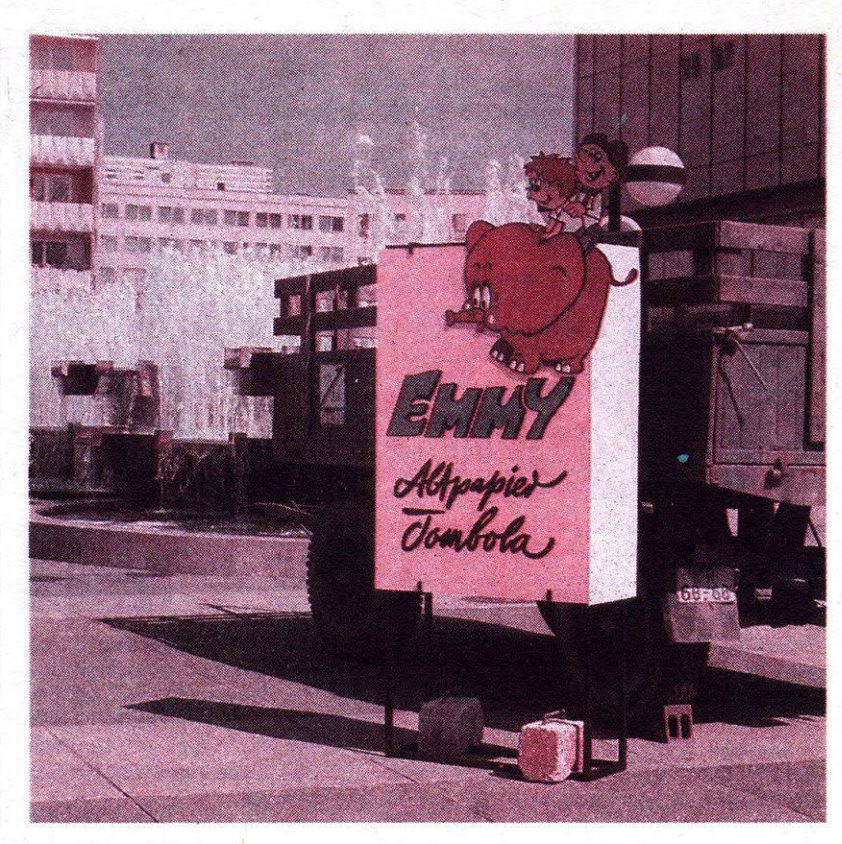
Am 14. Juni dieses Jahres war Emmy zum zweiten Mal in Gera „dicke da". Schon lange vor der Veranstaltung trafen die ersten SERO-Sammler aus den Kreisen des Bezirkes vor dem Haus der Kultur ein. Sie waren unschwer zu erkennen – Bündel von Altpapier gehörten zu ihrem Gepäck. Und zielstrebig steuerten sie damit auf Emmys mobile Annahmestelle zu. So gelangten insgesamt etwa drei Tonnen Altpapier aus Jena, Greiz, Zeulenroda, Eisenberg und den anderen Kreisen nach Gera.

Eine Stunde vor Beginn der großen Veranstaltung öffnete das Foyer für die Besucher. Da war ein Foto-Stand aufgebaut, wo Erinnerungsfotos mit „Karussell" zum Mikrofon griff, da hielt es niemanden mehr auf den Plätzen, da „tobte" die Polonaise im Saal und auf der Bühne. Zwei Emmy-Mannschaften kämpften in drei Spielrunden um SERO-Sammel-Punkte, die „Frösi"-Disko sorgte für Tanzmusik, Spaß, Spiel und Sport, und Horst Alisch zeichnete auf der Bühne Elefantastisches. Den Schlußpunkt setzte Emmys höchstpersönlicher Auftritt genau nach 120 Minuten.

„Frösi" hatte zehn Preisträger ermittelt und eingeladen. Unsere Gäste kamen aus Merseburg. Von Hampel und Pampel, den beiden „He-Du"-Clowns, erhielten sie kleine Preise als Anerkennung für ihre SERO-Sammelergebnisse.

Solch eine tolle Veranstaltung ist möglich, wenn viele Partner die Sache gemeinsam angehen. In Gera waren es vor allen Dingen die Mitarbeiter vom Haus der Kultur, des VEB SERO, der FDJ-Bezirksleitung, der Abteilung Volksbildung vom Rat des Bezirkes.

Was brachte die Veranstaltung „unterm Strich"? Zunächst einmal erlebnisreiche Stunden für die jungen Gäste, in den Wochen davor prima

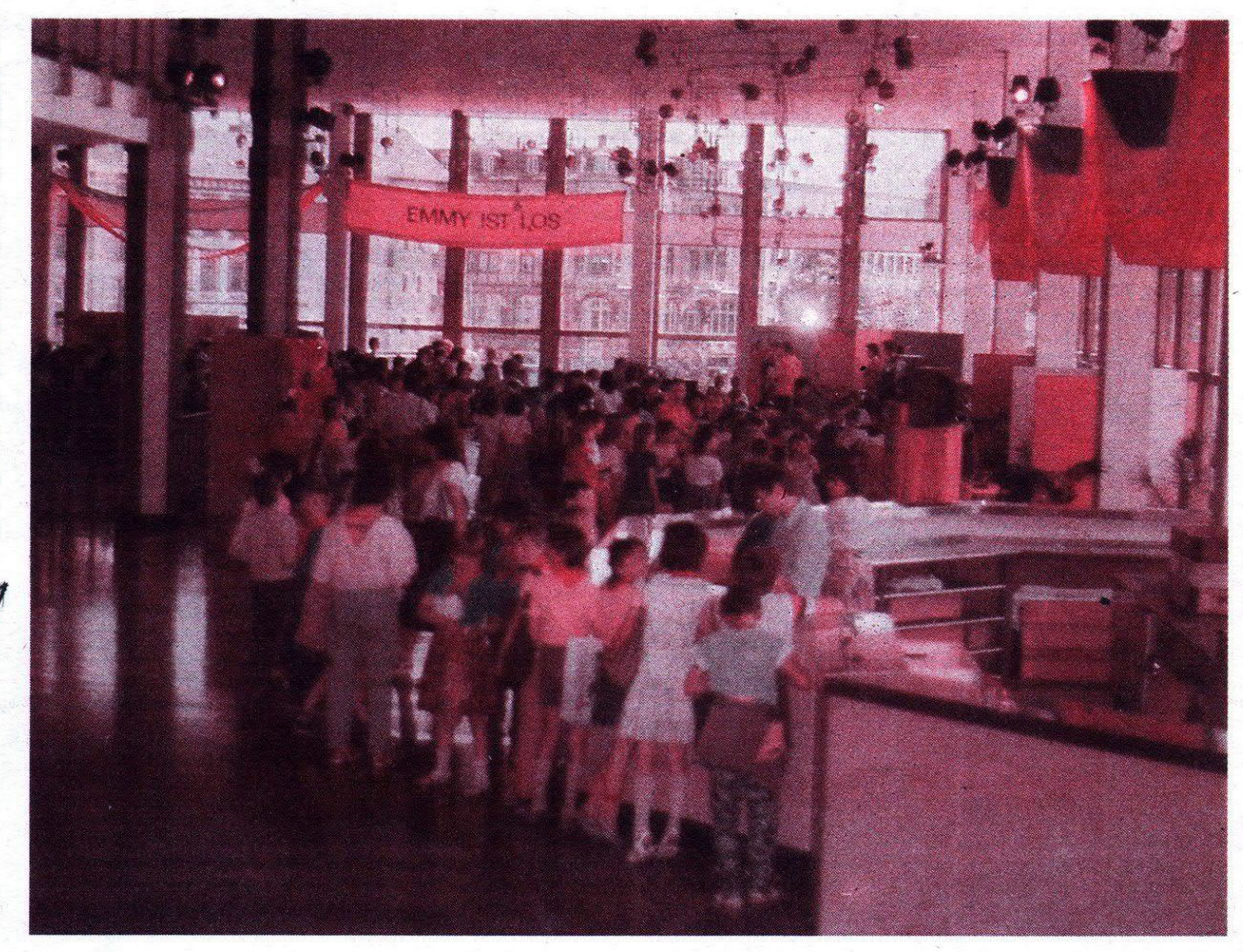


Mit Emmy auf Tour

Emmy zum Gleich-mit-nach-Hausenehmen angefertigt wurden, da gab es gebackene Emmys zu kaufen, Autogramm-Ecken, „Frösi"-Bastel- und Siebdruckstände erwarteten die Pioniere, Computer-Spiele luden zum Mitmachen ein und per Video wurden junge Pionierreporter getestet.

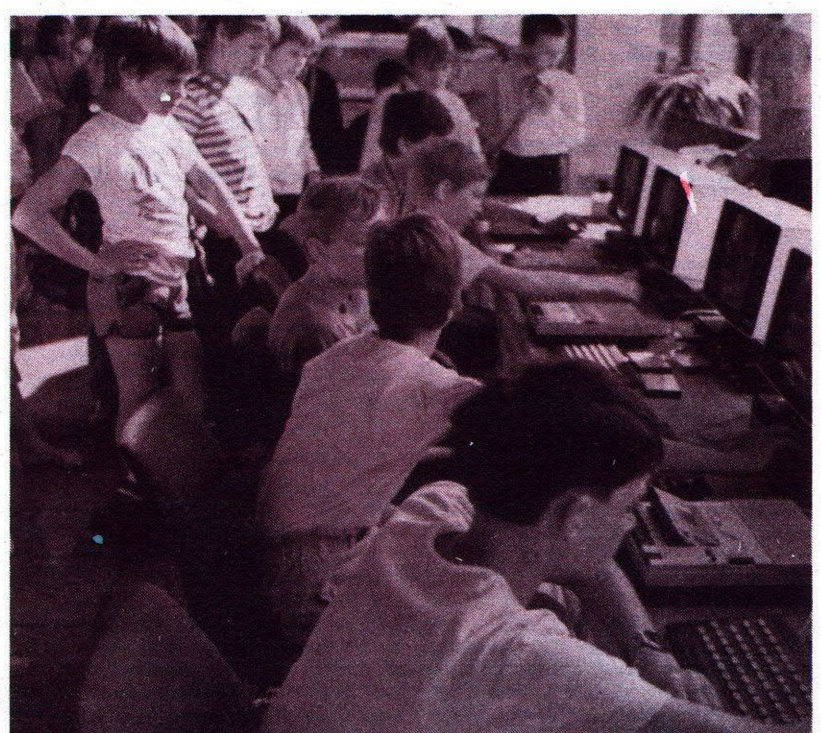
Emmy strahlte über das ganze Gesicht, als sie das bunte Foyer-Treiben heimlich beobachtete.

Dann öffneten sich die Türen zum Saal, dann „ging die Post ab"! Emmy war los – und das im besten Sinne des Wortes. Die Gruppe „Fundbüro" aus Berlin bot Rock 'n' Roll, junge Artisten zeigten hochkarätige Darbietungen, die Kaskadeure „live" sorgten für Nervenkitzel auf der Bühne und im Publikum, und als Dirk Michaelis, der Sänger der Rockgruppe





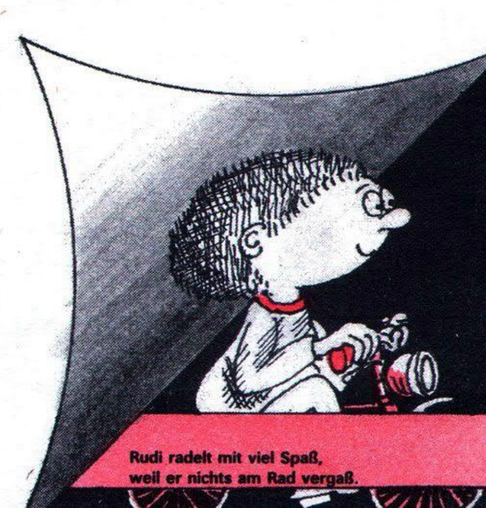
Renate ißt zum Abendbrot
und auch zum Frühstück Quark auf Brot.



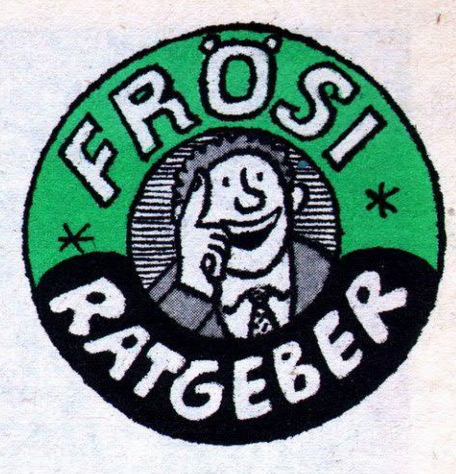
Sammelergebnisse, denn die Eintrittskarte wollte schließlich verdient sein, und in den Wochen danach wieder viel Sammelfleiß – ein Pionierdankeschön und gleichzeitig Ansporn für andere.
Und wenn sich in wenigen Tagen im Haus der Kultur in Gera erneut der Vorhang zum Emmy-Ball hebt, dann wissen wir, daß wiederum fleißige SERO-Sammler im Saal sitzen.
Emmys Reiselust nimmt zu. In diesem Jahr war sie bei Großveranstaltungen in Karl-Marx-Stadt, Neubrandenburg, Dresden, Berlin, Frankfurt (Oder) und Gera. Mehr als 100 000 Besucher, SERO-Sammler mit gewichtigen Ergebnissen, waren ihre Gäste. Ganz klar also, daß Emmys Reisetätigkeit auch volkswirtschaftliche Bedeutung hat.
Wir wissen, daß große und kleine Emmy-Feste inzwischen an vielen Schulen und in zahlreichen Pioniergruppen stattfinden. Schreibt uns doch einmal, wie ihr die Sache angeht und wie ihr solche Veranstaltungen nutzt, um eure Ergebnisse bei der „Großfahndung" weiter zu verbessern. Eure Erfahrungen vermitteln wir dann gern an andere weiter.

HEINZ KLENSKY

Fotos: Uwe-Martin Tschacher (1)
Heinz Klensky



Was kann ich tun?





Auf Fragen des FRÖSI-Lesers Karsten antwortet heute Dipl.-Psychologe Henriette Ladwig



Ich strenge mich so an, aber immer wieder schaffe ich in manchen Fächern keine gute Zensur. Weshalb nur?

Ich nehme an, daß es die Fächer sind, die Dir sehr schwerfallen oder vom Inhalt her nicht gefallen. Du übst und versuchst, dir den Lehrstoff einzuprägen. Du kannst es sogar daheim. Aber während der Arbeit ist alles wie „weggeblasen". Du versuchst sogar in der Pause noch schnell zu lernen? Das ist falsch. Durch Deine Angst zu versagen, kannst Du Dir in der Pause nichts mehr einprägen. Außerdem solltest Du Dich in der Pause erholen. Versuche bitte, nicht nur auswendig zu lernen, sondern zu verstehen, was Du wissen sollst. Rede Dir nicht schon vorher ein, „es wird wieder nichts". So machst Du Dich schlechter als Du bist. Lege vielmehr beim Üben Pausen ein oder versuche, Deinem Freund alles Gelernte genau zu erklären. Das hilft Dir sehr, eine Sache zu begreifen, daß sie nicht wieder vergessen wird. Wiederhole auch so, daß genügend Zeit zur Vorbereitung ist und Du nicht in Druck kommst, denn Druck ist ein schlechter Mitlerner. Melde Dich oft im Unterricht, damit Du Dich selbst prüfen kannst. Doch vor allem solltest Du selbst oder Dein Lehrer mit Deinen Eltern sprechen, damit ihnen klar wird, was du schaffen kannst und was nicht. So ist eine 3 eine gute Zensur, die Anerkennung verdient, wenn sie schwer erworben wurde. Eine 3, das heißt doch nicht, dumm zu sein. Doch sollte Dir immer bewußt sein: Nur durch Lernen und Üben kann man dort besser werden, wo es besonders schwerfällt.



Otto zeichnet gern, und dann schaltet er die Lampe an.

Ich habe Angst, vor der Klasse zu sprechen. Was kann ich tun?

Du solltest erst einmal überlegen, wovor Du Dich fürchtest. Sollten Mitschüler lachen, solltest Du das nicht beachten. Wer am lautesten lacht, kann oft wenig. Es kann schon sein, daß schriftliche Arbeiten von Dir gut gemacht werden. Du hast dabei eine gewisse Zeit zum Überlegen – und Du stehst nicht im Mittelpunkt. Mündlich wird von dir erwartet, daß Deine Antwort sofort kommt. Du fühlst wahrscheinlich die Blicke Deiner Mitschüler so richtig auf der Haut. Wenn Du da etwas schüchtern bist, so kann das schon hemmen. Ich rate Dir, immer gründlich vorbereitet zu sein, damit eine mündliche Leistungskontrolle Dich nicht erschrekken kann und Dir so die „Sprache verschlägt". Du wirst bald merken, daß gründliche Vorbereitungen nicht nutzlos sind. Sie ersparen Dir „Hauruckaktionen" in der Pause und nehmen die Angst vor dem Sprechen. Versuche auch, Dich so oft als möglich im Unterricht zu melden. So übst Du Dich im „Freisprechen". Lerne daheim laut, sprich beim Wiederholen. Wenn Du vor der Klasse stehst, suche Dir einen Punkt zum „Festhalten", z. B. einen Mitschüler, das Fenster, ein Bild. Wenn Du aber auch in den Pausen Angst vor dem Sprechen hast, solltest Du es trainieren. Übe, indem Du Leute auf der Straße ansprichst und höflich nach Uhrzeit, Weg usw. fragst. So wirst Du Deine Furcht vor dem Sprechen bei Leistungskontrollen allmählich verlieren. Wenn es nicht gleich klappt, nicht verzagen. Deine Eltern und Lehrer werden Dir helfen, wenn sie um Deine Sprechangst wissen.

Manchmal kann ich gar nicht richtig aufpassen. Ich muß immer wieder an anderes denken, oder ich döse vor mich hin.

Richtig aufpassen heißt doch, sich zu konzentrieren. Wenn Du es nicht kannst, überlege einmal warum. Vielleicht bist Du müde, hast am Vorabend zu viel in „die Röhre geguckt", oder Du hast Angst vor der Klassenarbeit in der nächsten Stunde. Im Klassenzimmer kann es auch einmal zu warm sein, nicht richtig durchlüftet, da wird man leicht schläfrig und unkonzentriert. Wenn Du gerade eine Krankheit überwunden hast oder Du fühlst Dich nicht gesund, so kann es auch ein Grund sein. Wie Du weißt, geht so etwas vorüber. Doch ich nehme an, daß Du Probleme hast, die Du nicht allein mit Dir rumtragen solltest. Streit mit dem besten Freund – vielleicht kannst Du ihn aus der Welt schaffen? Rede mit ihm und scheue Dich nicht, „entschuldige bitte" zu sagen, wenn Du im Unrecht bist. Dann darfst Du erwarten, daß sich alles wieder einrenkt. Möglich ist auch, daß Du mit Dir selbst unzufrieden bist; denn Du weißt am besten, daß Du mehr leisten könntest, als Du tust. Dann mußt Du Dich anstrengen und Dich sozusagen „selbst überwinden".
Ich kann Dir nur raten, möglichst rasch Dein großes Problem, falls es das gibt, loszuwerden. Du darfst darüber reden und unbedingt auch die Meinung anderer anhören. Kann sein, sie haben recht.



Warum fällt es mir oft schwer, mir etwas einzuprägen?

Sicher ist es deshalb, weil Du befürchtest, es nicht richtig wiedergeben zu können oder auch, weil Du nicht möchtest. Sich etwas einzuprägen hängt sehr mit dem guten Willen zusammen, etwas wissen zu wollen. Manchmal könntest Du es auch als „geistige Mutprobe" einschätzen. Der Fernseher ist dann nicht der richtige „Lernkumpel", wenn ein Abenteuerfilm flimmert und Du dabei bist, das Eingeprägte endlich zu begreifen. Auf keinen Fall nutzt Dir ein Auswendiglernen, was schnell wieder vergessen wird. Faustregeln allein helfen Dir nicht viel. Du mußt selbst herausbekommen, wie Du Dir etwas merken kannst. Manche lernen am besten am Abend, andere schreiben alles noch einmal ab, sie orientieren sich am Bild der Schrift. Du kannst versuchen, ob laut vorlesen für Dich günstig ist. Ich würde an Deiner Stelle auch nicht das immer wegschieben, was am schwersten fällt, denn es belastet Dich sehr, eine unangenehme Aufgabe noch erledigen zu müssen. Günstig ist es für Dich, wenn Du beim Einprägen so vorgehst, daß sich ähnliche Stoffgebiete (z. B. Vokabeln für Russisch und Englisch) nicht unmittelbar folgen, und eine kleine Pause ab und zu wirst Du als angenehm empfinden. Doch eines solltest Du Dir merken: Was Du gern wissen möchtest, wird sich schnell einprägen. Deshalb ist es gut für Dich, mit dem Vorsatz: „Ich möchte es wissen", die Sache anzugehen. Du wirst erstaunt sein, wie das hilft!

HENRIETTE LADWIG
Dipl.-Psychologe

Zeichnungen: Horst Schrade

Lupe, der Steinreiche

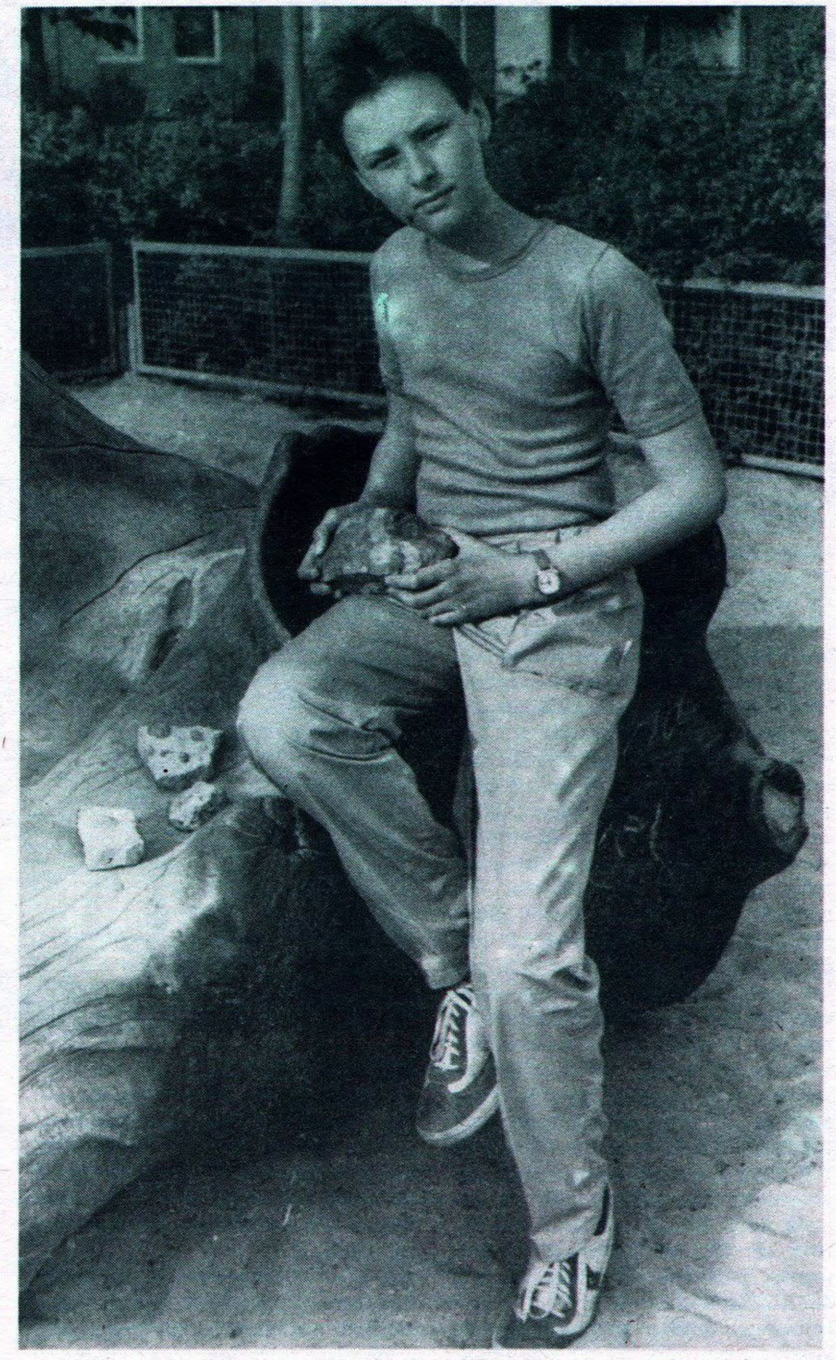
Weil so einer wie ich ausgerechnet am 1. April Geburtstag hat, glaubt mir sowieso keiner. Ich kann sagen, was ich will. Zum Beispiel, daß ich steinreich bin und einmal archäologischer Professor werde. Nur Dominique, mein bester Freund, nimmt mich ernst und tippt sich nicht gleich an die Stirn. Er weiß, warum ich das mit dem Steinreichtum sage. Ich sammle mit wahrem Feuereifer seltene Steine. Über hundert habe ich bereits zusammen. Besonders wertvolle Exemplare sind darunter. Langweilige Klamotten lasse ich links liegen. Meine Augen ziehen auf dem Boden ihre Kreise, um die Winzlinge unter ihnen auszumachen. Einen richtigen Späherblick habe ich mir inzwischen schon zugelegt. Wo andere nur Sand sehen, verfolge ich meine Steinspuren und finde immer etwas. Dieses Späherische hat mir auch meinen Spitznamen eingebracht. „Lupe" nennen sie mich in meiner Gruppe. Erst war er mir nicht recht, doch inzwischen habe ich mich daran gewöhnt. Irgendwie paßt „Lupe" gut zu mir, weil ich gern etwas entdecke. Manchmal bin ich erstarrt und beinahe selbst wie versteinert, wenn ein Exemplar zu meinen Füßen liegt, das ich noch nie gesehen habe. Ich denke dann, daß mir das Blut in den Adern gefriert. So ein Gefühl ist das. Wenn ich an den Sonntagmittag im Rüdersdorfer Kalkbergwerk zurückdenke, schauert es mich vor Glück schon wieder. Wir Jungen Mineralogen vom Berliner Naturkundemuseum waren ausgeschwärmt, um etwas zu finden zwischen den Kalkplatten. Ich traute meinen Augen kaum, als ich eine versteinerte Wurmspur zutage förderte. Erst als ich wie ein Held gefeiert wurde, war mir klar, daß ich nicht irgend etwas, sondern einen archäologischen Schatz gehoben hatte. Mein Fund soll bald im Naturkundemuseum unter Glas ausgestellt werden.

Als ich das in meiner Gruppe erzählte, witzelten einige und meinten: „Lupe, ein ganz schöner Hasenfuß bist du. So einen Weltschatz einfach einem Museum zu überlassen, anstatt ihn zu behalten."

Da bin ich, Marco Sommer, entschieden dagegen gewesen. Ein großer Fund gehört in ein großes Museum, wo ihn jeder bestaunen kann. Das ist der schönste Finderlohn. Ich freue mich jetzt schon, wenn ich nur daran denke, wie sich Menschentrauben vor meiner Vitrine bilden werden. In die erstaunten Gesichter möchte ich sehen, denn es macht mir Spaß, jemanden zu überraschen. Einmal habe ich meinen schönsten grünen Glitzerstein mit in unsere Gruppe gebracht. Alle beäugten ihn neugierig, und als er plötzlich weiß wurde, glaubten sie wie Aladin an ein Wunder. „Lupe, du bist ein Steinzauberer mit deinem Zauberstein", meinten sie schon viel ernster.

Von einem Hobby muß man also nicht nur reden, sondern es vor allem vorführen, dachte ich mir in einer stillen Stunde und fühlte mich wie „Hans im Glück". Da kam mir der Gedanke, mit unserer Gruppe auf eine mineralogische Expedition zu gehen und ihnen für Steine die Augen zu öffnen. Nicht, daß sie gleich Feuer und Flamme für meinen Vorschlag waren, aber sie wollten in Ruhe darüber nachdenken. Apropos nachdenken! Das können die meisten besser und vor allem schneller als ich. Blitzschnell etwas, was lange zurückliegt, wieder aus dem Gedächtnis herauszukramen, das würde ich auch gern, sage ich mir. Du denkst ruhiger, und das dauert eben etwas länger. Doch von meinen Steinen kann mich keiner abbringen. Da beißt bei mir jeder auf Granit.

Foto: Urszula Porebska



Marco Sommer, Soja-Kosmodemjanskaja-OS Berlin-Lichtenberg, Brigadeleiter

Das Problem

Im Pionierzimmer hatte sich der Freundschaftsrat versammelt. „Sind alle da?" fragte der Vorsitzende Witja, die Anwesenden mit einem Blick überfliegend.

„Alle, bis auf Kolja", antwortete Lusja, Witjas Stellvertreter. „Gut, fangen wir an. – Habt ihr das Schild am Schuleingang gesehen?" „Ja, es hängt nur noch an einem Nagel", sagte Lusja.

„Eben!" Witja runzelte besorgt die Stirn. „Es kann jeden Augenblick herunterfallen und entzweigehen. Was schlagt ihr vor?"

Alle schwiegen.

„Man wird es wieder befestigen müssen", meinte Lusja.

„Richtig", bemerkte Witja. „Und wer macht das?"

„Soll es Tante Mascha annageln", schlug ein Junge vor.

„Womit? Etwa mit dem Besen?"

„Wir sollten den Werklehrer bitten. Er hat einen Hammer ..."

„Der Werklehrer ist krank", sagte Witja. „Und warum sollte er das für uns tun?"

„Dann müssen wir jemanden beauftragen", entschied Lusja.

„Wen konkret?" fragte Witja.

„Mag das Los entscheiden", ertönte eine Stimme von hinten.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Kolja betrat das Pionierzimmer.

„Wo treibst du dich herum?" fuhr ihn Witja an.

„Ich habe eine Idee!" sprang Lusja auf. „Wenn Kolja schon zu spät kommt, dann kann er auch das Schild wieder festmachen!"

Alle stimmten erleichtert zu.

„Was für ein Schild?" fragte Kolja verwundert.

„Na, unser Schild am Schuleingang", antwortete Witja ungeduldig. „Es hängt nur noch an einem Nagel."

„Ach so, das meint ihr ...", schmunzelte Kolja. „Das hängt wieder richtig. Ich habe es befestigt. Deshalb bin ich auch zu spät gekommen ..."

A. SAWTSCHUK

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch

Auflösungen von Preisausschreiben

HEFT 4/88: Kennwort: Ein schrecklicher Tag – Auflösung: Emmy hat's geträumt
HEFT 5/88: Kennwort: Kleinbahnmuseum – Auflösung: Diesellok
Kennwort: Sommer – Auflösung: Wir wünschen für die Ferienzeit viel Spaß und tolle Tage, viel Sonnenschein und Heiterkeit und Glück in jeder Lage.
Macht mit beim großen Ferienspiel,
laßt blaue Wimpel wehen,
erholt euch prima und auch viel
in Wäldern und an Seen.

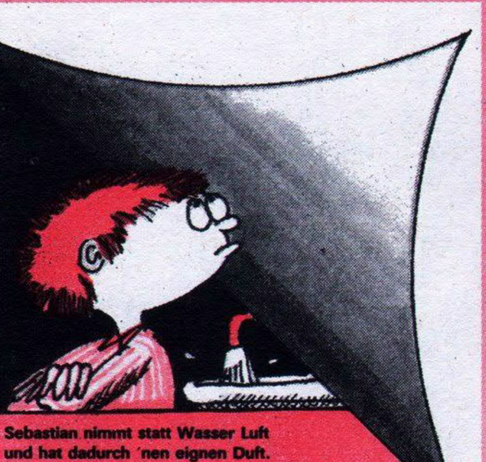


Rosi rubbelt sich und reibt,
bis kein Tröpfchen an ihr bleibt.

Lesen – reiten – schreiben

Wie ich Schriftstellerin wurde

Manchmal überlege ich, wie alles gekommen wäre, wenn ich an diesem Nachmittag das Reittraining nicht geschwänzt hätte.
Der Schriftsteller Hanns Krause las in unserer Kinderbibliothek aus seinem Buch „Corinna und der König der Pferde". Reittraining war zweimal in der Woche, aber die Chance, einen Schriftsteller kennenzulernen, der über den König der Pferde geschrieben hatte, schien mir einmalig. Also, Loni-Lieblingspferd, verzeih, daß ich dir heute keine Gelegenheit gebe, mich aus dem Sattel zu feuern. Du wirst es in den nächsten Reitstunden nachholen, wie ich dich kenne.
War ich enttäuscht, daß Hanns Krauses „Pferdekönig" gar kein König war und auch kein Superreiter, sondern nur ein junger Pferdepfleger in einem kleinen Wanderzirkus? – Nein! Horst Mischka war sofort mein Freund. Ich verstand seine Wünsche und Träume, und während der Schriftsteller vorlas, saß ich schon in Gedanken neben seinem Helden in dem zugigen Stallzelt auf der Futterkiste und sagte: „He, Horst Mischka, denk bloß nicht, daß du allein bist. Es gibt noch mehr solche Spinner, Träumer ... solche, die auch mal ‚König der Pferde' werden möchten. Ich zum Beispiel! Ich bin zwar erst 12 und gehe noch zur Schule, und von meiner Loni, meinem Lieblingspferd, falle ich noch ziemlich oft runter, vor allem, wenn wir ohne Steigbügel galoppieren müssen. Aber eines Tages werde ich Loni über die höchsten Hindernisse reiten, und du, Horst, wirst deine prächtigen Schimmel in der Zirkusmanege vorführen. Und alle Leute, die uns zuschauen, werden mächtig klatschen ..."



Sebastian nimmt statt Wasser Luft und hat dadurch 'nen eignen Duft.

Da klatschten auch schon alle. Aber ich saß nicht mehr neben Horst Mischka auf der Futterkiste, sondern im Lesesaal der Kinderbibliothek. Und Hanns Krause hatte sein Buch zugeklappt.
Nun durften wir Fragen stellen, und ich fragte, fragte, fragte ... Zum Schluß fragte mich Hanns Krause nach meiner Adresse. „Ich schicke dir mein Buch", sagte er, „und du schreibst mir deine Meinung darüber, ja?"
So begann meine Freundschaft mit Hanns Krause, so begann ich zu schreiben... Aber erst einmal begann ich richtig zu lesen. Hanns Krause empfahl mir viele Kinderbücher, und er war ständig neugierig auf meine Meinung. Nie begnügte er sich mit der Auskunft: Das hat mir gefallen und dieses nicht. – Das Buch fand ich spannend und jenes langweilig. Nach drei Briefen war mir das klar. Hanns Krause wollte immer wissen: Warum?
Da mußte ich ganz schön nachdenken. Warum gefiel mir denn einer, der wenig gute Zensuren bekam besser als eine, die nur Einsen schrieb? Vielleicht, weil ich auch nicht nur mit den besten Ergebnissen glänzte? Obwohl ich mich als Jugendreiter der Sportgruppe auch in der Schule ganz schön anzustrengen hatte. Papa Skoppek, wie wir unseren Reittrainer nannten, pflegte unsere Zensurenhefte genau zu kontrollieren. Ich höre ihn noch heute murren: „Sieglinde, Russisch! Was sehe ich da? Drei, Drei, Drei... Müßte ja bald mal 'ne Zwei kommen, denk ich. Aber was kommt? Eine Vier! Möchtest du mal vier Wochen lang mit dem Reittraining aussetzen, um Russisch zu lernen, oder schaffst du die Zwei auch so...?" Ich muß die Zwei wohl geschafft haben, denn Papa Skoppek ließ mich zur Kreismeisterschaft der Jungreiter (Spartakiade gab es damals noch nicht) auf Loni starten. Und als ich im Springen Zweiter wurde, fühlte ich mich schon fast wie der „König der Pferde".
In meinen Briefen an Hanns Krause bemühte ich mich so zu schreiben, daß meine Erlebnisse nacherlebbar wurden. Sieg, Niederlage, die Aufregung vorher ... Auch die Aufregung vor der Prüfung 10. Klasse, Mathe schriftlich total verhauen und dann mündlich die Sternstunde ... Und alles zusammen noch mit „Gut" und eine Lehrstelle im Tierpark Berlin. Dort betreute ich zunächst Schafe und Hirsche, dann endlich Pferde. Shetlandponys, Islandponys, Gotlandponys, Tarpanpferde, Zebras, Esel ... Aber „König der Pferde" zu sein, hatte ich mir doch anders vorgestellt.
Als sich mir die Chance bot, eine Lehrstelle auf der Galopprennbahn Hoppegarten zu bekommen, griff ich zu und wurde der erste weibliche Jokkei der DDR.



Da hatte ich plötzlich Stoff für langseitige Briefe an Hanns Krause, und die Antwort des Schriftstellers: „Führe ein Tagebuch! Schreib alles auf, was Du erlebst. Du mußt einmal ein Buch schreiben über Dich, über den ersten weiblichen Jockeilehrling der DDR..."
Aus meinem Tagebuch waren längst Tagebücher geworden, und die Idee, wirklich ein Buch zu schreiben, ließ mich nicht mehr los. Im Pferdetransporter, wenn ich von Hoppegarten aus zu den Reitplätzen nach Dresden, Leipzig, Halle oder Magdeburg fuhr, dichtete ich an meiner Geschichte. Und wenn ich dann wieder zu Hause war, schrieb ich alles auf, was mir auf endlosen Autobahnstrecken eingefallen war. Aber von fünf beschriebenen Seiten landeten mindestens drei im Papierkorb. Manchmal war ich nahe dran, die ganze Schreiberei einfach aufzugeben. Ich war Jockei, hatte im Rennstall vier Pferde zu versorgen und zu Hause zwei Kinder, denn inzwischen war ich auch Ehefrau und Mutter geworden.
Dennoch hatte ich Hanns Krauses Rat befolgt und mich an den Verlag „Neues Leben" gewandt. Hier lernte ich auch andere junge Autoren kennen, die ebenso wie ich an ihrem ersten Buch schrieben. Wir lernten voneinander, freuten uns miteinander, wenn einem ein Kapitel gelungen war. Und wer seinen ersten Verlagsvertrag bekam, lud die anderen zu Kaffee und Kuchen ein. Als ich diese Konditoreirunde gab, mußte ich auf den Kuchen verzichten, denn ich war immer noch Jockei und mußte ständig Gewicht halten.
Doch nun war das Schreiben keine Freizeitbeschäftigung mehr, kein Hobby, das man auch einmal vernachlässigen konnte. Schon damals war mir klar, daß das Schreiben immer mein Beruf bleiben würde. Ob Haupt- oder Nebenberuf, war mir nicht wichtig – auf jeden Fall würde der Schriftsteller Hanns Krause seine langjährige Briefpartnerin irgendwann einmal mit „Liebe Kollegin" anreden können, was er dann auch wirklich getan hat, nachdem ich ihm als Dank für das zehnte Hanns-Krause-Buch das erste Sieglinde-Dick-Buch schicken konnte, „Gerlinde, der Jockei".

SIEGLINDE DICK

Zeichnung: Sabine Füllgraf, „Selbstporträt", 15 Jahre alt

Eine große Freundschaft

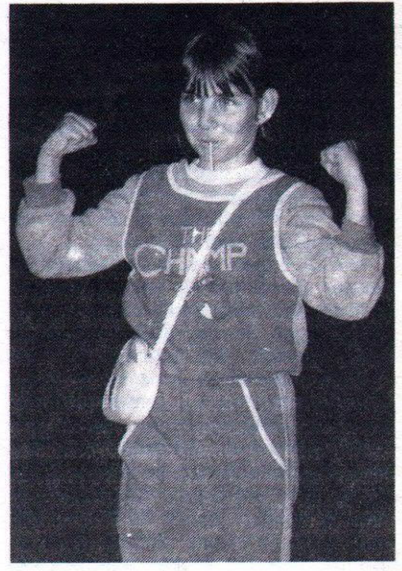
Der badisch-pfälzische Aufstand des Jahres 1849 war niedergeworfen. Die Konterrevolution triumphierte. Hunderte revolutionärer Kämpfer wurden von den preußischen Hinrichtungskommandos ermordet oder starben in den feuchten Kasematten der Festung Rastatt durch Hunger und Krankheit. Tausende wurden verhaftet, Zehntausende mit Frau und Kindern aus dem Lande getrieben, ihr Hab und Gut beschlagnahmt.
Friedrich Engels war in den letzten Julitagen dieses Jahres, wie viele seiner Kameraden vom Willichschen Freikorps auch, in der Südwestschweiz angekommen. Sie wurden in dem kleinen Städtchen Morges in einer Flüchtlingskaserne untergebracht. Endlose Überprüfungen durch die schweizerischen Behörden und anstrengende Fußmärsche liegen hinter ihnen. Hier am Genfer See kann sich Engels endlich sicher fühlen. Er hat auch von zu Hause einiges Geld erhalten, von der Mutter heimlich geschickt, so daß er von allzu großer Not verschont bleibt. Trotzdem ist ihm das Leben in der Flüchtlingskaserne zuwider. Vor allem aber ist er in großer Sorge um seinen Freund Karl Marx.
War Karl den Preußen in der Pfalz entkommen? Hat er sein Ziel in Frankreich erreicht? Konnte er sich der Verhaftung in Paris entziehen? Wo ist er jetzt? Diese Fragen stellt sich Engels immer wieder. Die Ungewißheit über das Schicksal des Freundes macht ihm schwer zu schaffen. Alle Briefe, die er geschrieben hat, sind bisher unbeantwortet geblieben.
Wieder einmal lehnt Friedrich Engels um die Mittagsstunde an der Haustür seiner Unterkunft. Mit wenig Hoffnung wartet er auf den Postboten. Doch dieser eilt stracks auf ihn zu: „Herr Engels! Heute habe ich einen Brief für Sie! Sogar aus England kommt er!" Hastig erbricht Engels das Siegel, denn schon die Adresse verrät ihm, daß Marx geschrieben hat. Endlich ist die Verbindung wieder hergestellt. Nichts kann ihn nun mehr in der Schweiz halten. Über Turin gelangt Engels nach Genua und begibt sich an Bord des englischen Schoners „Cornish Diamond".
Die Familie Marx hat sich zur Mahlzeit an den Tisch gesetzt, mit ihr auch Friedrich Engels und zwei weitere Flüchtlinge. Es ist ein enges, dunkles und feuchtes Zimmer, in dem sie Platz genommen haben. Lenchen Demuth bringt das Mittagessen – eine größere Schüssel Pellkartoffeln und eine kleinere mit Zwiebeltunke. Die Gäste blicken etwas verwundert auf ihre Teller. Das bei Doktor Marx? „Entschuldigen Sie bitte", wendet sich die Hausfrau, Jenny Marx, an Engels und die anderen, „mehr können wir leider nicht bieten. Wo sollte es auch herkommen bei drei Erwachsenen, vier Kindern und keinem Penny Verdienst? Bekämen wir nicht eine kleine, bescheidene Unterstützung von meiner Mutter, so hätten wir nicht einmal Kartoffeln und Zwiebeln. Wir leben nicht anders als Millionen Proletarier auch. Trotzdem! Guten Appetit!" Und alle greifen zu.
Nach dem Mittagessen sitzen die vier Männer in der kleinen Küche zusammen. Engels, tief beeindruckt von der Not im Hause seines Freundes, spricht aufgeregt aus, was ihn bewegt: „Aber Karl, für dich und die Deinen muß doch etwas getan werden! Gleich! Sofort! So kann das doch nicht bleiben. Ihr kommt ja um. Wie willst du eigentlich arbeiten?" Bedächtig antwortet Karl Marx: „Fritz, in diesem Sommer kamen Tausende und aber Tausende Menschen völlig mittellos über den Kanal, darunter auch wir. Du bist neu hier und kennst unser Flüchtlingsleben noch nicht. Aber du kannst etwas ganz Wichtiges tun: Werde unser Sekretär im Unterstützungskomitee für diese Flüchtlinge." „Du mußt jedoch wissen", macht einer der beiden Genossen aufmerksam, „daß es dir dann auch so gehen wird wie uns. Als Mitglied des Komitees darfst du nämlich selbst keine Unterstützung annehmen. Das haben wir für uns so festgelegt." Mit dem ihm eigenen Schwung stürzt sich Friedrich Engels bereits am nächsten Tag in die Arbeit.
Das Jahr 1850 neigt sich dem Ende zu. Alle Hoffnungen der Freunde, durch Aufsätze und Schriften zu einem kleinen Einkommen zu gelangen, haben sich zerschlagen. Kein Verleger will sie drucken. Bei der Familie Marx wachsen die Schulden – Schulden beim Hauswirt, bei den Kaufleuten, oft auch beim Arzt. Die täglichen Entbehrungen und der drückende Londoner Nebel lassen die Kinder häufig erkranken. Ständig droht Obdachlosigkeit.
Da faßt Friedrich Engels nach langem inneren Ringen einen schweren Entschluß. Ein Jahr London hat ihn erkennen lassen, daß es nur einen Weg zur Rettung gibt. Er muß erneut in das ihm so verhaßte Kaufmannsleben eintreten. Nur dann kann er Marx und dessen Familie vor dem Verhungern bewahren und dem Freund ermöglichen, seine für die Arbeiterklasse so wichtige wissenschaftliche und politische Arbeit fortzusetzen. Es ist eine wahrhaft große Freundestat, zu der er sich entschlossen hat.
Am erkalteten Kamin sitzen sich die beiden Freunde beim Schein einer Kerze gegenüber. Sie schweigen. Marx hat gerade das Vorhaben seines Freundes erfahren. Tief bewegt erkennt er die hohe Selbstlosigkeit. Er ist ihm dankbar und voller Stolz auf diesen Freund. Endlich bricht er das Schweigen: „Ja, Fritz, nun wird sich für uns vieles und auch nichts verändern. Wir werden getrennt, unsere tägliche Gemeinsamkeit geht verloren, schwer wird es werden ohne dich. Nichts aber wird unser Kampfbündnis zerstören, denn sicher ist, daß wir zusammen in dieser Welt noch etwas Vernünftiges zu tun haben."
Engels geht zurück in die Firma „Ermen & Engels" in Manchester, deren Teilhaber sein Vater ist. Zehn Stunden und mehr muß er täglich im Kontor zubringen, umgeben von Garnen und Zwirnen. Er führt gewissenhaft Geschäftsbücher, wickelt den internationalen Briefwechsel ab und studiert die Börsennachrichten. Obwohl ihm diese Tätigkeit ausgesprochen verhaßt ist, will er sie so lange ertragen, wie es ihre Freundschaft und das politisch Notwendige gebieten. Er ahnt nicht, daß es zwanzig Jahre sein werden.
Friedrich Engels führt gewissermaßen ein Doppelleben. Tagsüber arbeitet er das, was man in der Firma von ihm verlangt. Doch erst nach Feierabend beginnt sein eigentliches Denken und Tun. Dann betreibt er einen regen brieflichen Gedankenaustausch mit Marx, befaßt sich mit Fragen der Politik und des Kampfes der Arbeiterbewegung, mit Problemen der Naturwissenschaften und Technik, der Geschichte, des Militärwesens und vielem anderen. Zahlreiche Pläne führen sie gemeinsam aus, einer den anderen unterstützend und ergänzend. Dabei ist sich Engels stets seines Versprechens bewußt, Marx materiell zu unterstützen. Obwohl er zunächst kein festes Gehalt bekommt, und auch er mit dem Penny rechnen muß, gehen Monat für Monat, später sogar Woche für Woche kleine oder größere Geldsendungen per Post nach London. Dort werden sie stets sehnsüchtig erwartet und helfen, die Not in der großen Familie Marx zu lindern.
Die Freunde sehen sich persönlich nur selten. Trotzdem ist ihre Freundschaft lebendig, tief, fest und dauerhaft. Und jeder sollte wissen: Marx und Engels bildeten eine Einheit, der eine ist ohne den anderen nicht denkbar. Erst durch ihre Freundschaft und Kampfgemeinsamkeit wurden sie zu dem, was sie geworden sind: Zwei der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Menschheitsgeschichte.

DR. WOLFGANG UEBEL
Zeichnung: Matthias Müller


Sabine spart mit Wasser nicht.
Sie wäscht sich nicht nur das Gesicht.

Kürposen mit Musik

Es war im Jahre 1927 in London. Der Kraftathlet Hermann Görner hielt auf seinen hochgestreckten Füßen vierundzwanzig Männer, die auf einem Balken saßen und ein Gesamtgewicht von sage und schreibe 1850 Kilo ergaben.
Drei Jahre später sorgte der bekannte Kraftsportler und Artist Milo Barus in Paris für Aufsehen. Er schleppte gar ein ausgewachsenes Pferd auf seinem Rücken eine sieben Meter hohe Stahlleiter hoch.
Und noch ein außergewöhnlicher Kraftakt sei genannt: 1961 stemmte Helmut Wiech auf einem Sportplatz in Dessau ein Rundgewicht von 7,5 Kilo Gewicht einarmig ohne Unterbrechung 10 052mal in die Höhe...
Solche spektakulären Kraftproben gab und gibt es zu jeder Zeit. Schon immer wurden starke Männer bewundert, versuchten Athleten, ihre Muskeln zu formen. Einmal, um gewaltige Lasten heben zu können oder ganz einfach, um einen schönen, gesunden und muskulösen Körper zu haben. Letztere nennen sich heute Kraftsportler und werden auch in unserem Land immer mehr.
Über 10 000 – unter ihnen auch immer mehr junge Frauen und Mädchen – schwitzen heute in Krafträumen und Kraftsportkellern, in Fitneßzentren und anderswo. Da wird mehrmals in der Woche jede Muskelgruppe an verschiedenen Sportgeräten strapaziert.
Ist es Eitelkeit oder sportlicher Ehrgeiz, der so viele „Muskelkater" in Kauf nehmen läßt?
Burklaf Scheibe, 23 Jahre alt, Kellner von Beruf und mehrfacher DDR-Meister im Kraftsport-Dreikampf, meint: „Natürlich gehört bei vielen auch ein bißchen Eitelkeit dazu. Es macht schon Spaß, wenn sich die Leute im Sommer wegen unserer Figur nach



uns umschauen. Doch unser hartes Training ist echter Sport, der viel Willenskraft braucht. Keiner darf denken, daß die Muskeln schon nach ein paar Monaten Training anwachsen und man mit dem Bizeps spielen kann."
Um einen solch durchtrainierten Körper zu bekommen, den die Besten bei uns auch im Wettkampf zur Schau stellen, ist einige Jahre regelmäßiges Training notwendig. Dazu kommt eine gesunde, fettarme Ernährung, die das Muskelwachsen zusätzlich unterstützt.
In der DDR gibt es derzeit gleich drei Wettkampfformen für Kraftsportler. Im Zweikampf sind Bankdrücken und Hantelkniebeuge gefordert, im Vierkampf diese beiden Disziplinen und zusätzlich der Schlußweitsprung und das Klimmziehen.
Höhepunkt für die meisten ist der Dreikampf. Dort wird der athletische Eindruck bewertet, gibt es ähnlich wie beim Turnen eine Pflicht und eine Kür, wo der Körper mit seinen Muskeln bewertet wird. Höhepunkt ist dabei stets der große Auftritt bei Kür-Posen mit Musik. Dort wird jede Muskelgruppe nach leisen oder auch lauteren Rhythmen vorgeführt. Meist feuern sehr viele Zuschauer die Muskelmänner an. Und das „Ah" und „Oh" des Publikums angesichts solcher Super-Körper entschädigt dann die Darsteller für die vielen Schwitzstunden im Kraftsportkeller.

MICHAEL JAHN

Fotos: Wolfgang Schmelzer



Oskar ißt sein Obst mit Wonne, doch sieht er nie die Abfalltonne.

Vor dem Weckerklingeln

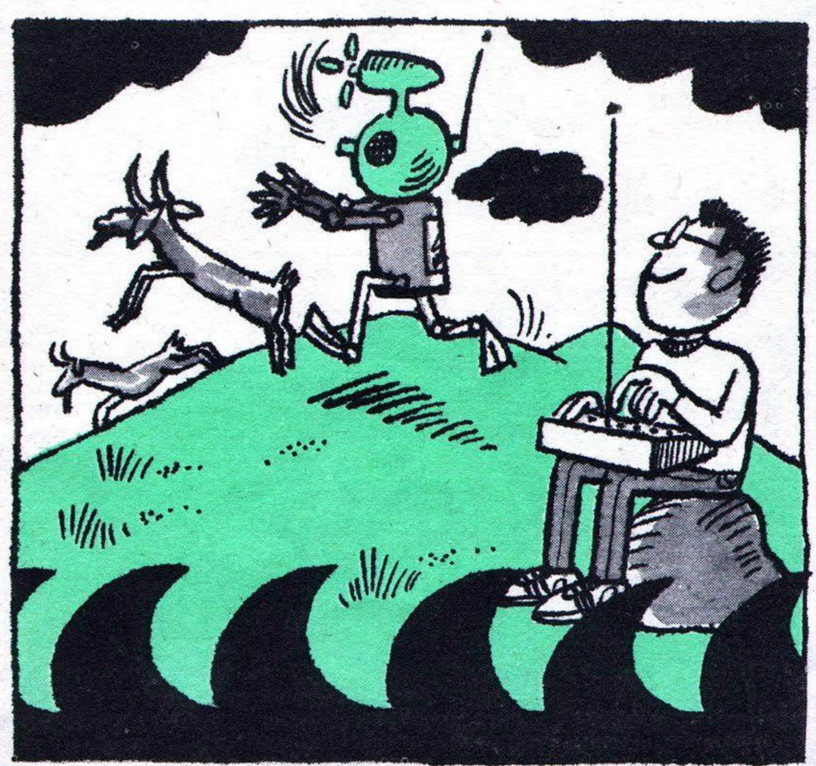
Kann ich Computerprogramme entwickeln, bin ich mit mir zufrieden. Dafür würde ich mich sogar nachts wecken lassen, um aller Welt vorzuführen, daß ich das auch mit verschlafenen Augen kann. Unsere diesjährige MMM-Schulmesse ist unter anderem auch dadurch zu einem Magnet geworden, weil mein Programm über einen Bildschirm flimmerte. Jeder konnte lesen, was wir so ausstellen. Als „Kommission für Naturwissenschaft und Technik" an unserer Pionierfreundschaft haben wir uns jedes der 40 Exponate genau angeguckt und dann über das Beste entschieden. Es sollte stabil, selbstgebaut, funktionstüchtig, möglichst auf mikroelektronischer Basis und vor allem nicht aus dem Stabilbaukasten sein. Für uns alle hatte Benny aus der 6b mit seiner elektronischen Seilbahn den Vogel abgeschossen. Da waren wir uns als Kommissionsjury einig. Mein elektronisches Zählwerk war aber auch nicht von schlechten Eltern, doch Benny war eindeutig besser. Da bin ich ohne Neid, wenn ich auch, durch ihn angestachelt, an einer Magnetbahn herumbastle. Er soll merken, daß er mich angeregt hat, denn vom Anregenlassen halte ich eine ganze Menge. Beispielsweise durch meine Kommissionsmitglieder. Denen fällt oft noch mehr als mir ein, wie man unsere MMM-Arbeit verbessern kann. So sind unsere Treffpunkte jeden letzten Freitagnachmittag im Monat die Ideengeburtsstunden. Eine Wissensstraße, die wir mit Erfolg beim „Fest des Lernens" am diesjährigen Kindertag erprobt haben, und Ideensammlungen zu kniffligsten Knobelproblemen sind bisher dabei herausgekommen. Jedenfalls beraten wir alle unsere Vorhaben stets gemeinsam. Erst dann bekommt von mir jeder seine Aufgabe, die in unserem Arbeitsplan festgehalten wird. Klar, übersichtlich und vor allem abrechenbar muß sie sein. Darauf achte ich. Unser Plan ist für mich so etwas wie ein Computerprogramm, in dem auch ganz genau steht, wie wir Schritt für Schritt vorgehen wollen. So kommen wir nicht durcheinander, und ich, Gerd Ammerschuber, behalte die Übersicht. Als Mann der Übersicht kann ich auch am besten sagen, wo es brennt und wo wir alle schnell einspringen müssen. Um in nötige Lücken zu springen, bin ich mir nicht zu schade, aber ein Notnagel möchte ich auf keinen Fall sein. Da würde ich mich lieber zu meinen Computern verkriechen, denn wenn es nur irgendwo nach ihnen „riecht", bin ich schon aus dem Häuschen und als Fachmann ständig gefragt. Kürzlich besuchten wir unsere Patenbrigade im Stellwerk des Schwedter Petrolchemischen Kombinates. Ich traute meinen Augen kaum, denn vor ihnen flimmerte ein computergesteuertes Gleisbild, und die Kollegen waren so jederzeit über den Standort der Lokomotiven im Bilde. Ein Lokomotivenprogramm zu schreiben, würde mich schon reizen. Da könnte ich mich beweisen. Mein Hobby verfolgt mich schon bis in meine Träume. Neulich landete ich mit ihnen ausgerechnet auf einer einsamen Insel.

Umgeben von tosender See, umzingelt von wildgewordenen Ziegen, beginne ich mir den fangenden „Ziegenroboter" auszudenken, der, von einem Windgenerator angetrieben, auf Jagd geht. Ich tüftle und tüftle, verbessere meinen eisernen Gesellen. Meine Träume bekommen immer schnellere Flügel und kurz vor dem Weckerklingeln höre ich meinen besten Freund sagen: „Typisch Gerdi, unser Kommissionsvorsitzender! Inselmutterseelenallein braucht er zuerst ‚Freunde', ohne die er sowieso nicht leben kann. RALF KEGEL



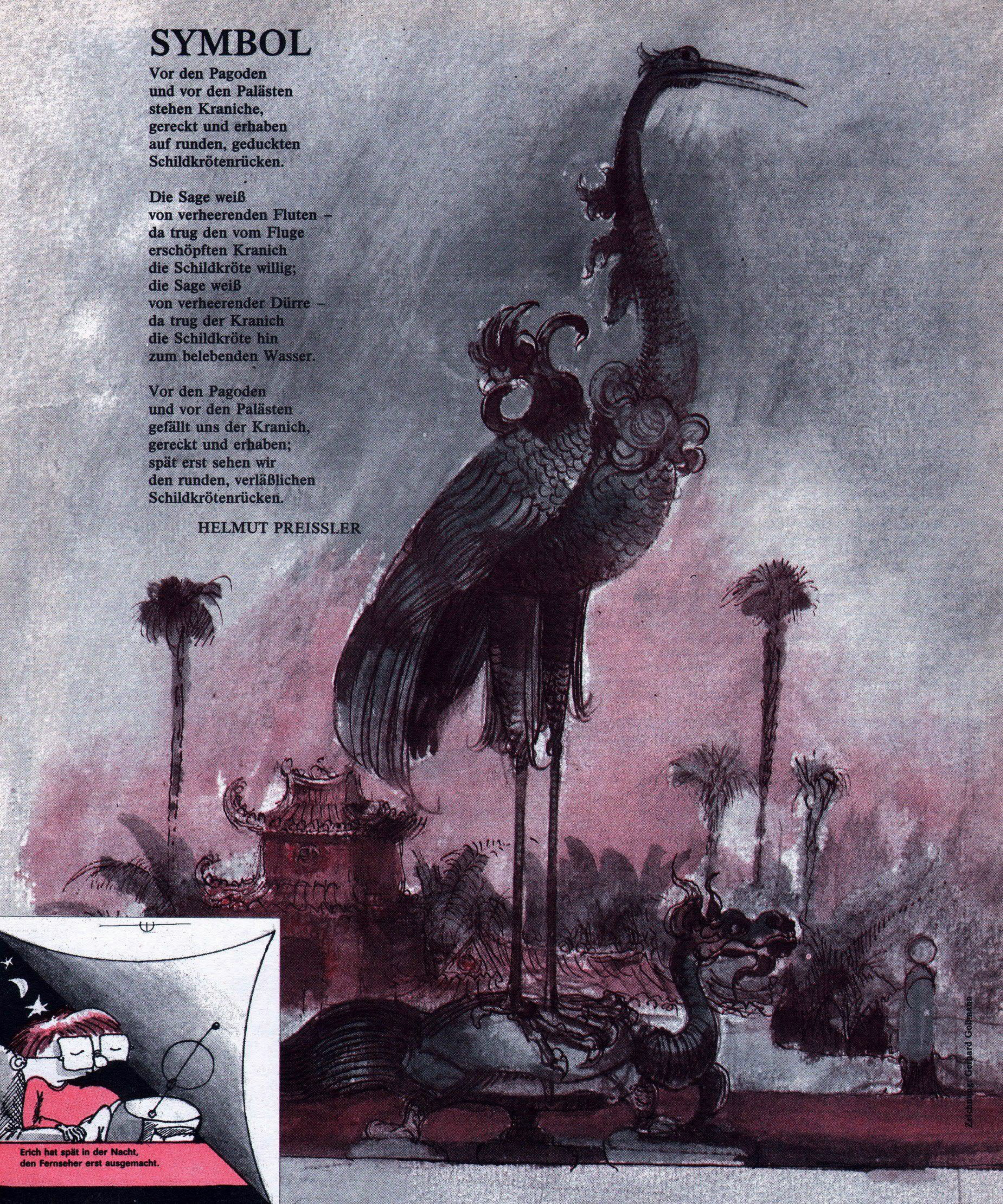
Gerd Ammerschuber, Pionier der Katja-Niederkirchner-OS, Schwedt, Vorsitzender der Kommission Naturwissenschaft und Technik

Foto: Urszula Porebska
Zeichnung: Horst Schrade





Betti beugt schon früh am offnen Fenster beide Knie.



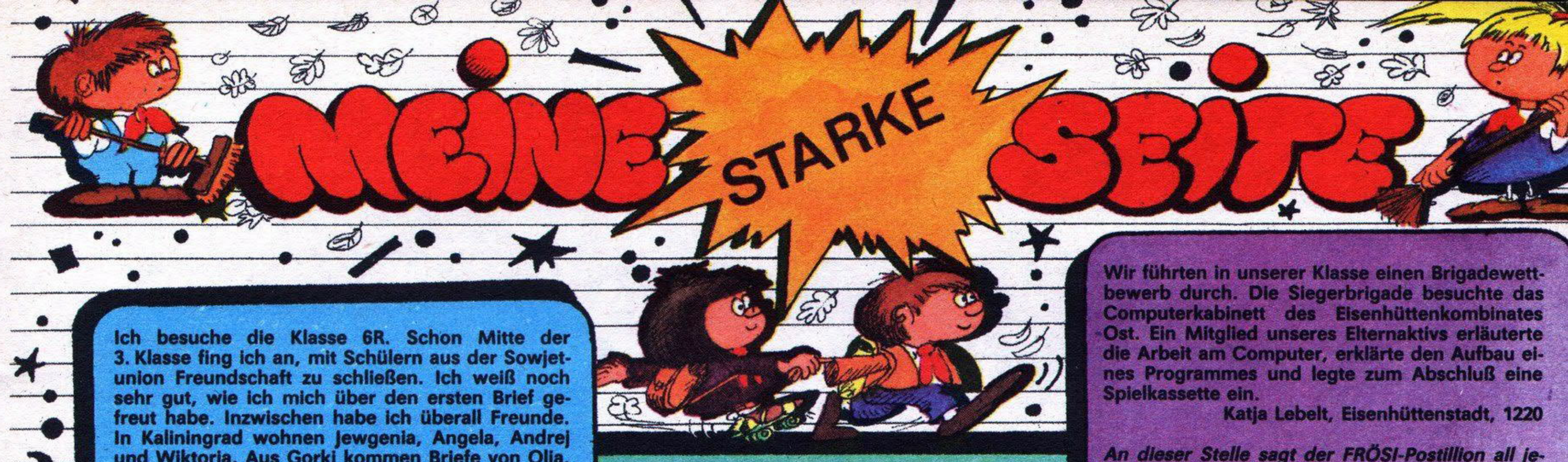
SYMBOL

Vor den Pagoden
und vor den Palästen
stehen Kraniche,
gereckt und erhaben
auf runden, geduckten
Schildkrötenrücken.

Die Sage weiß
von verheerenden Fluten –
da trug den vom Fluge
erschöpften Kranich
die Schildkröte willig;
die Sage weiß
von verheerender Dürre –
da trug der Kranich
die Schildkröte hin
zum belebenden Wasser.

Vor den Pagoden
und vor den Palästen
gefällt uns der Kranich,
gereckt und erhaben;
spät erst sehen wir
den runden, verläßlichen
Schildkrötenrücken.

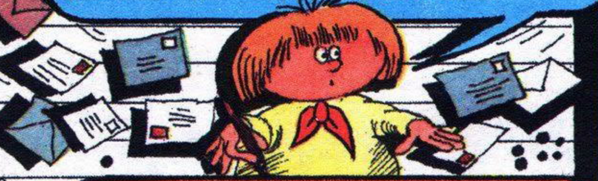
HELMUT PREISSLER



Ich besuche die Klasse 6R. Schon Mitte der 3. Klasse fing ich an, mit Schülern aus der Sowjetunion Freundschaft zu schließen. Ich weiß noch sehr gut, wie ich mich über den ersten Brief gefreut habe. Inzwischen habe ich überall Freunde. In Kaliningrad wohnen Jewgenia, Angela, Andrej und Wiktoria. Aus Gorki kommen Briefe von Olja. Auch über die Litauische Sowjetrepublik weiß ich Bescheid. Mit Darius schreibe ich mich deutsch und mit Astra russisch.

Herdis Kullmann, Breitenholz, 5601

Ein dickes „Frösi"-Lob! Und über welche Erfahrungen können die Russisch-Klubs berichten?



Wir führten in unserer Klasse einen Brigadewettbewerb durch. Die Siegerbrigade besuchte das Computerkabinett des Eisenhüttenkombinates Ost. Ein Mitglied unseres Elternaktivs erläuterte die Arbeit am Computer, erklärte den Aufbau eines Programmes und legte zum Abschluß eine Spielkassette ein.

Katja Lebelt, Eisenhüttenstadt, 1220

An dieser Stelle sagt der FRÖSI-Postillion all jenen Dankeschön, die mit klugen Ideen und Taten die Pioniere bei der Erfüllung des Pionierauftrages „Meine Liebe, meine Tat meiner Heimat DDR" unterstützen.



Gibt es viele kleine Grüppchen, kommt es öfter zum Streit. Dann verhalten wir uns nicht sehr kameradschaftlich untereinander. Den Stänkerern trauen wir uns nicht so sehr, unsere Meinung zu sagen. Wir gehen ihnen lieber aus dem Weg.

Axel Lier, Magdeburg, 3060
FRÖSI-Korrespondent

Meine Klasse ist prima. Alle verstehen sich gut. Wir sind ein leistungsstarkes Kollektiv, aber es gibt auch schwächere Schüler. Diese nehmen fast immer am Förderzirkel unserer Klasse teil. Auch bemühten wir uns, einem neuen Schüler die Umstellung so leicht wie möglich zu machen.

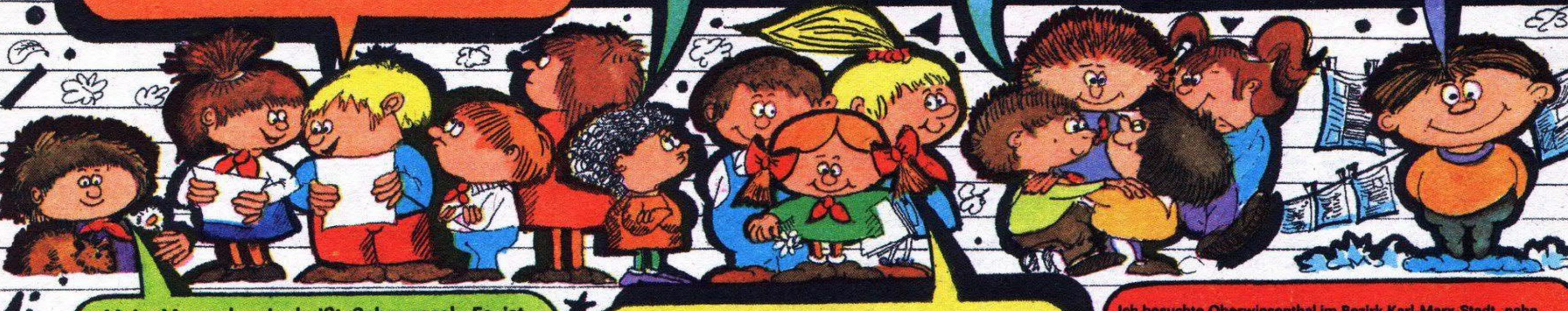
Mandy Path, Pritzwalk, 1920

Zwei Lesermeinungen zum Thema „Kameradschaftlichkeit"! Auf eure warten wir gespannt. Schreibt an die Redaktion „Frösi", „Meine starke Seite", Postschließfach 43, Berlin, 1026.

In unserer Arbeitsgemeinschaft „Kabarett" sind wir zehn Mitglieder. Wir treten gern auf. Wo wir auch sind, überall lachen die Leute über unsere Sketche und Lieder.

Diana Schmidt, Olbersleben, 5231

Geschmunzelt mit Sandra Franke aus Sangerhausen:
Markus hilft der Mutti beim Waschen. Als die Maschine läuft, bemerkt er: „Ich habe auch die Papiertaschentücher hineingetan, damit du sie nicht immer wegwerfen mußt!"



Mein Meerschwein heißt Schnurpsel. Es ist sehr putzig. Immer wenn die Wohnungstür geöffnet wird, quiekt es laut. Am liebsten frißt es Gänseblümchen. Aber auch Gurkenschalen, Gras und Löwenzahnblätter verspeist es gern.

Susanne Koch, Leipzig, 7030

Ein Dankeschön für die vielen lustigen und originellen Ideen, die mir mit jeder „Frösi" ins Haus flattern. Es ist für jedermann Spaßiges, Informatives und Kniffliges enthalten.

Nadine Kleiner, Schöneck, 9655

Wir bleiben auch weiterhin dran. Dies ist hiermit versprochen.

Ich besuchte Oberwiesenthal im Bezirk Karl-Marx-Stadt, nahe an der Grenze zur ČSSR. Mit dem Sessellift oder der Schwebebahn kann man zum Fichtelberg hinauffahren. Die Aussicht ist herrlich. Man sieht die Sprungschanzen, die Rennschlittenbahn und kann auch den Berg Klinovec auf tschechischer Seite bewundern.

Christina Reiß, Langewiesen, 6312



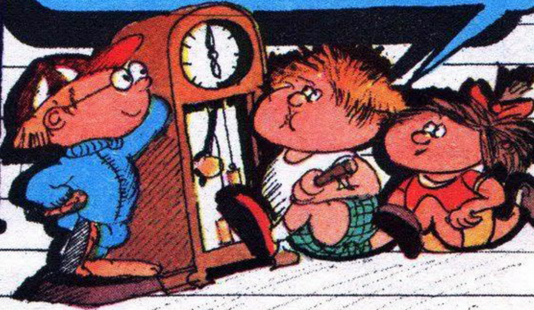
Gerd genießt sein Frühstück sehr.
In Ruhe schmeckt es ihm noch mehr.

Der Pioniernachmittag mit unserer Patenbrigade war ein besonderes Erlebnis. Mit Karte und Kompaß ging es quer durch den Wald auf Schatzsuche. Unsere Gruppe war als erste im Ziel und fand auch den Schatz – einen Karton mit Süßigkeiten. Anschließend stärkten wir uns bei Bockwurst und Cola. Ein gelungener Tag!

Marcel Frank, Mahlow, 1633

Wer bricht den Rekord unserer Schule im 100 × 1000-m-Lauf? Wir erreichten eine Gesamtzeit von 6 Stunden, 43 Minuten und 40 Sekunden. Der Auftakt war eine 10 × 1000-m-Staffel der besten 10 Mädchen und Jungen der 1. bis 10. Klasse.

POS „Ernst Schneller", Guhlen, 7551



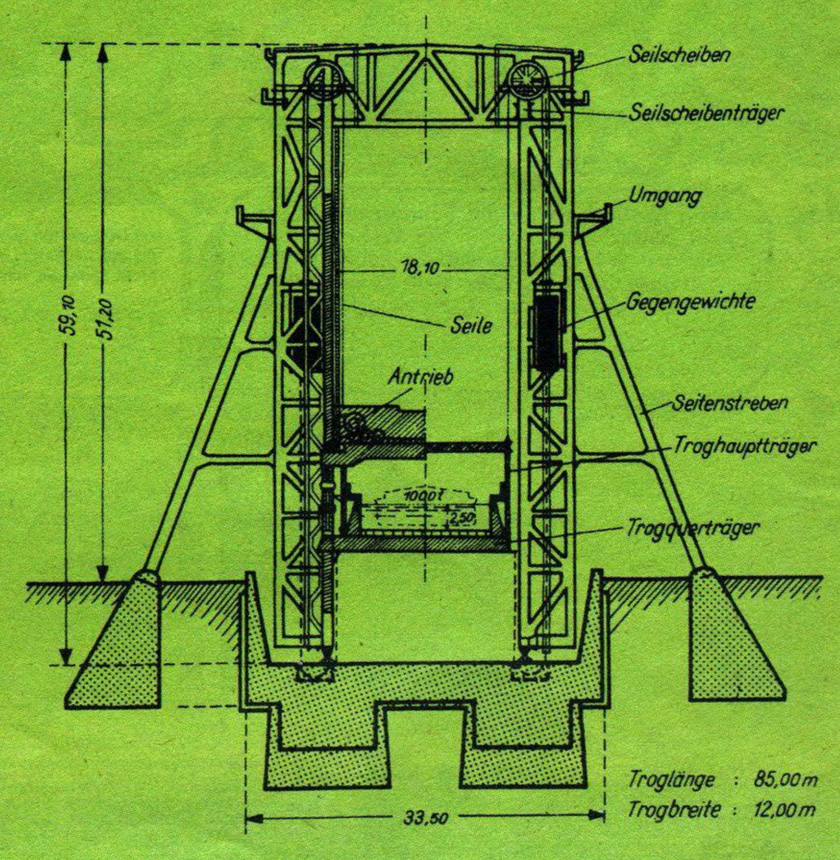
Redaktion: Annette Schlegel Zeichnungen: Andreas Strozyk

Aus dem Pionierauftrag: „Unsre Heimat – das sind nicht nur die Städte und Dörfer ...", so heißt es in einem Pionierlied. Laßt Euch davon anregen! Geht auf Entdeckungsreisen durch unser Land!

Die größte Badewanne der Erde?

Etwa 170 Jahre ist es her, als auf dem damals fünf Kilometer langen Kanal von Großschirma nach Halsbrücke bei Freiberg zwei mit zentnerschwerem Erz beladene Kähne unter großen Anstrengungen befördert werden mußten. Schließlich fuhren sie unterhalb von Sand bei Halsbrücke in ein seltsames Gebäude hinein. Es bestand aus einem Maschinenraum, von dem ein Flaschenzug herabhing. An ihm wurden die Kähne befestigt und mittels großer Winden sieben Meter von Hand in die Luft gehoben. Eine Laufkatze übernahm und beförderte sie auf die andere Seite des Gebäudes in den oberen Kanal. Der führte geradewegs zum Freiberger Hüttenwerk. Johann Friedrich Mende, Sohn eines Müllers aus der Niederlausitz, hatte die geniale Idee und war weltweit der erste, dem das Patent eines Schiffshebewerkes eingefallen war. Sicher wäre dem „Kunstmeister" Mende, wie die Maschineningenieure des Bergbaus damals genannt wurden, Jahre später ein Spaziergang nach Niederfinow zu gönnen gewesen. Technisch perfekt auf seinem erdachten Grundprinzip funktionierend, hätte er ein Schiffshebewerk bestaunen können.

Obwohl der Aufstieg beschwerlich ist, lockt der riesige Stahlgigant aus Masten und Trossen Jahr um Jahr etwa 80 000 Schaulustige an den Oder-Havel-Kanal, der inzwischen über 50 Jahre auf seinem „Wellenbuckel" hat. Lange Zeiträume seiner Geschichte bewegte Generationen von Technikern das Problem, wie die 36 Meter zu überwinden seien, die der Wasserweg bei Niederfinow in die Tiefe abfiel. Verschiedene Varianten wurden probiert. Man erdachte Schleusentreppen in vier Stufen und schließlich einen „Fahrstuhl für Schiffe", das heute weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend. Ohne größere Havarien arbeitet das Finower Schiffshebewerk, senkt seit über fünfzig Jahren mit der Präzision eines Uhrwerkes Binnenschiffe und hebt sie auch wieder. Die „Zähne" der Zeit konnten dem stählernen Ungetüm nichts anhaben. So gut wie nichts! Sieht man einmal von notwendigen Reparaturen oder sehr starker





Zilli zieht den Pullover an, der Herbst bringt kühles Wetter ran.

Wintervereisung ab, so präsentiert es sich täglich einsatzbereit und erscheint immer noch wie nagelneu. Seine Maschine scheint unverwüstlich zu sein. In nur fünf Minuten schwebt jedes zu hebende Schiff in der 85 Meter langen und 12 Meter breiten „Fahrstuhlkabine" nach oben. 36 Meter nach oben. 36 Meter entsprechen der Höhe eines zwölfstöckigen Hauses. Der mit reichlich Wasser und dem Hebeschiff gefüllte „Trog" wiegt immerhin 4300 Tonnen. Das sind nicht mehr und nicht weniger als sieben Güterzüge mit je 40 Waggons. So schwer und gewaltig ist diese „Riesenbadewanne", die an 256 wenn auch starken Stahlseilen hängt. Gegengewichte aus Beton, die genauso schwer wie die Stahlseile sind, sorgen für das reibungslose Heben oder Senken um zwölf Zentimeter pro Sekunde. Angetrieben wird das „schwebende Unternehmen" von nur vier Elektromotoren mit der Leistung von 54,39 kW (75 PS). Per Knopfdruck bedienen es lediglich fünf Kollegen in einer Schicht.

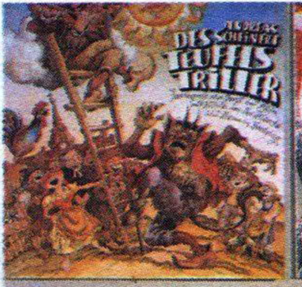
Kanalabenteuer

Oben angekommen, pfeift den Besatzungen nicht selten der Wind um die Nase. Standhaft bleiben sie an Deck und winken den Besuchern auf der Aussichtsplattform zu, die der steifen Brise zum Trotz warten und frösteln. Meistens wird ihre Geduld belohnt, denn wenn die Wolken aufreißen und Sonnenstrahlen den Blick frei geben ins Finower Land, genießen sie den Anblick eines sich schnurgerade dahinziehenden Kanals, der zwischen Henningsdorf und Hohensaaten an der Oder rund 64 Kilometer mißt. So ein stilles Wasser ist zwar tief, doch überhaupt nicht aufregend, könnte es dem Betrachter beim Anblick des idyllisch gelegenen Eberswalder Tals vielleicht in den Sinn kommen. Doch da irrt er gewaltig, denn die Wasserstraße Oder-Havel-Kanal hat ihre bewegte Geschichte. Immerhin mußten bei ihrer ersten Einweihung um 1700 elf ihrer Schleusen passiert werden. Die Fahrt von der Odermündung bis zum havelländischen Liebenwalde glich einem großen Abenteuer. Ein mit 100 Tonnen Salz beladener Kahn nahm dieses Wagnis als erster auf sich und unter seine Planken. Mit dieser Jungfernfahrt feierten die reichlich angelockten Zuschauer auch die Wiedereröffnung des Kanals, denn der erste war durch den Dreißigjährigen Krieg völlig verwüstet und auch versandet. Doch auch jener, den der Salzkahn als erster passierte, stöhnte bald unter dem Ansturm Tausender seiner Artgenossen. Drei Millionen Tonnen Güter von West nach Ost und umgekehrt, transportierte man noch zu Beginn unseres Jahrhunderts. Drei Millionen Tonnen Güter. Das sind etwa dreihundert beladene Ozeandampfer, die sich auf seinem Wasserbett hin- und herbewegten. Das war selbst ihm zuviel.

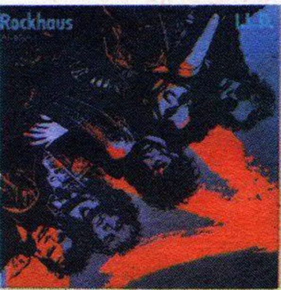
Heute macht er ein Viertel unseres gesamten Wassernetzes aus und besitzt mit dem Schiffshebewerk in Niederfinow eines der leistungsfähigsten hydrotechnischen Bauwerke der Erde.

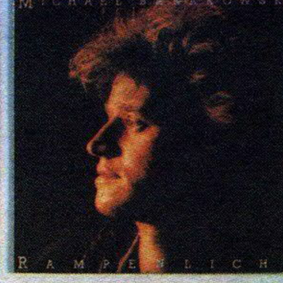
RALF KEGEL

Dia: Gerhard Kießling Repro: JW



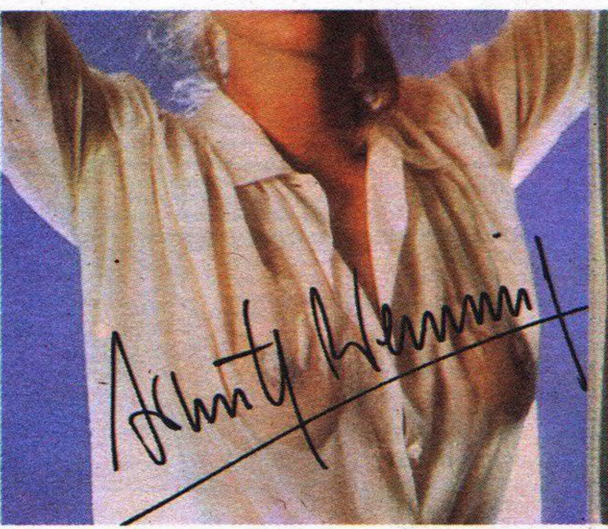













Achtung! Terminkalender aufschlagen und Sendetermin eintragen: 15. Dezember 1988, 17.15 Uhr, DDR-Kinderfernsehen, 1. Programm. Der VEB Deutsche Schallplatten hat auch in diesem Jahr wieder reizvolle Schallplatten herausgebracht, von denen einige hier abgebildet sind. „mobil" ermittelt in der obengenannten Sendung die Preisgewinner zur diesjährigen Schallplattenumfrage.

Auf dem Tipzettel könnt ihr 3 Titel ankreuzen, die zu euren Lieblingsschallplatten zählen. Wer möchte, kann in die freien Zeilen zwei weitere Schallplatten eintragen, die auch gern gehört werden.

Den Tipzettel ausschneiden, auf eine Postkarte aufkleben und bis zum 20. November 1988 einsenden an: Fernsehen der DDR, „mobil", Postfach 125, Berlin, 1056. Absender und Altersangaben nicht vergessen! Zu gewinnen sind Schallplatten, Autogrammfotos und Poster.

Fotos: Horst Glocke

TIPPZETTEL „mobil"

Brüderchen und Schwesterchen/
Schneeweißchen und Rosenrot ....
Des Teufels Triller ....
Weihnachtsgeschichten Hirsch Heinrich ....
Zauberküsse Circus lila ....
Lieder aus dem Sack ....
Ralf Bursy – Wind im Gesicht ....
Rockhaus ....
Michael Barakowski – Rampenlicht ....
Arnulf Wenning ....
No more Bockwurst ....
Stadtabenteuer mit Ulf,
Zwulf und Spatz Willi ....
Die kleine Seejungfrau/
Der kleine und der große Klaus ....
....
....

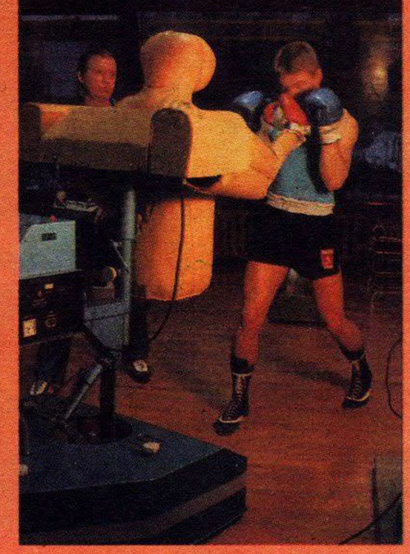


Siegfrieds Frühsport fällt stets aus.
Der Schulsport ist ihm auch ein Graus.

ROBOTER im Boxring?

Unser Land steht vor der Aufgabe, die Produktion mehr und mehr zu automatisieren. Ein wichtiger Schlüssel dafür sind die Industrieroboter. Gemeint sind damit nicht jene „Metallmenschen", die es ab und zu in utopischen Filmen zu sehen gibt. Auch nicht solche „Blechmänner", die manchmal in einem Kaufhaus oder auf einer Ausstellung mit schnarrender Stimme die Besucher begrüßen. Das sind keine wirklichen Roboter. Wenn Roboter nicht wie Menschen aussehen, so hat das schon seine Richtigkeit, denn darauf kommt es gar nicht an.

Was sind nun eigentlich Roboter? Das sind freiprogrammierbare und in mehreren Achsen bewegliche Maschinen, die von Menschen in Gang gesetzt und gewartet werden. Sie arbeiten schnell und zuverlässig und nehmen den Menschen gerade solche Arbeiten ab, die monoton, gefährlich, für die Gesundheit schädlich oder körperlich sehr schwer sind. Die Roboter können schweißen, spritzen, montieren, transportieren, boxen, nähen, schleifen, gießen, schmieden, sandstrahlen und vieles mehr. Natürlich kann keiner alle diese Arbeiten erledigen. Der jeweilige Verwendungszweck entscheidet über die Konstruktion. Mitunter genügt für eine einfache Greifarbeit eine simple Handhabetechnik. Es wird aber in Zukunft immer mehr Roboter der zweiten und dritten Generation geben, die fühlen und tasten können, die hochkomplizierte Tätigkeiten verrichten und selbst immer klüger werden. Sogar welche mit „Augen" (Sensoren) wird es geben. Nicht solche, wie die Menschen sie haben, sondern die von einer Filmkamera. Diese intelligenten Roboter werden dann selbständig arbeiten, beispielsweise bei Montagearbeiten aus einer Kiste mit verschiedenen Bauteilen das jeweilige passende herausfinden, in richtiger Reihenfolge einbauen. Manche Roboter können soviel leisten wie drei, vier oder fünf Arbeiter. Deshalb kommt es darauf an, immer mehr Roboter in die Produktion einzuführen. Derzeit sind bereits 69 000 überall in unserem Lande eingesetzt. Und in diesem Jahr kommen noch weitere 15 000 dazu. Ihre Aufgaben werden immer komplizierter. Zum Beispiel gibt es einen Nähroboter mit dem schönen Namen INA (das heißt: integrierter Näharbeitsplatz). Der kann so viele Jeans-Hosenbeine nähen wie vier der besten Näherinnen schaffen. Am effektivsten sind Roboter natürlich dann, wenn sie mit mehreren automatischen Maschinen gekoppelt sind. Manchmal braucht kein Mensch mehr dabeizusein. Höchstens zum Überwachen. Alles geht wie von allein. Das sind erste Schritte auf dem Weg zur automatischen Fabrik. Doch keine Angst, für die Menschen bleibt noch genug zu tun. Schließlich muß jemand die Roboter erst einmal bauen, dann warten und reparieren und beaufsichtigen. Nicht zu vergessen die schwere Arbeit des Programmierens; denn Roboter können zwar die ganze Nacht und den ganzen Tag lang arbeiten, doch von alleine wissen sie nicht, was zu tun ist. Sie dienen dem Menschen. Roboter machen unser Land reicher und die Arbeit leichter und damit das Leben der Menschen schöner.

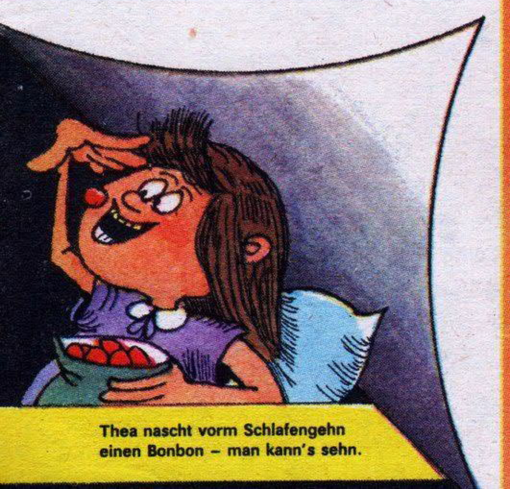


Boxroboter

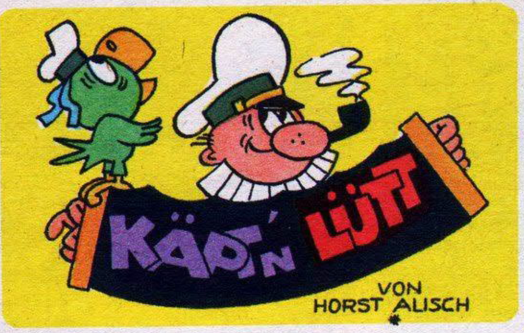
Ebenfalls auf einem fahrbaren Unterteil präsentiert sich der Boxroboter aus dem Kombinat Spezialtechnik Dresden. Dieses neuartige Gerät dient dem Fitneß-Training unserer jungen Boxer. Beispielsweise trainieren die Sportler der SG Wismut Gera sehr gern damit. Es gibt zwei Varianten davon: einen schlagenden und einen nichtschlagenden Roboter. Beide zeigen die erzielten Wirkungstreffer elektronisch an und können bisher nach neun verschiedenen Programmen automatisch gesteuert werden. Die notwendige Trefferstärke kann je nach Gewichtsklasse des Boxers eingestellt werden. Beim Training bleibt der Roboter natürlich nicht auf der Stelle stehen. Er bewegt sich flink nach Programm- oder wahlweiser Handsteuerung in alle Richtungen, so daß der Boxer auch seine Beinarbeit trainieren kann.

MATHIAS HEINRICH

Foto: Lothar Willmann

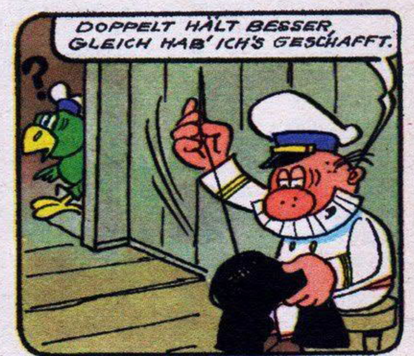


Thea nascht vorm Schlafengehn einen Bonbon – man kann's sehn.

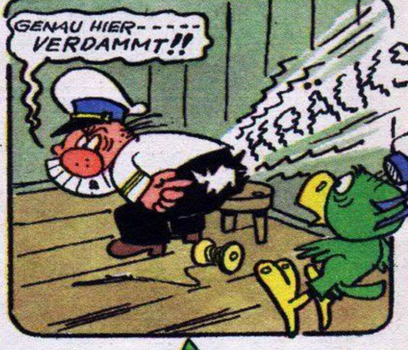










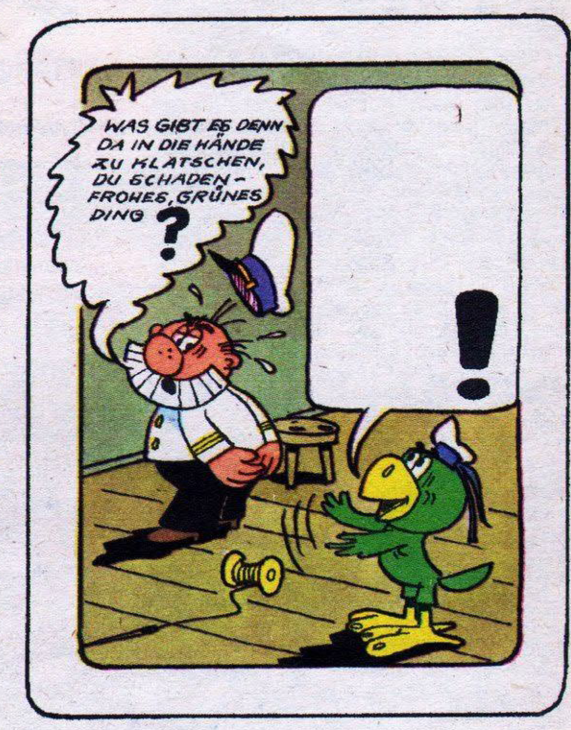




Trotz Nadel und Faden ein bleibender Schaden ... oder? Jedenfalls kann sich Koko eine passende, vielleicht auch unpassende Antwort nicht verkneifen. Aber welche?

Denkt euch eine aus, schreibt sie auf eine Postkarte und schickt sie bis 20. November 1988 an Redaktion „Frösi", Kennwort: „Hose", Postschließfach 37, Berlin, 1056. Die lustigsten Antworten werden veröffentlicht und mit „Frösi"-Spaß-Aufklebern belohnt.

Zeichnung: Horst Alisch



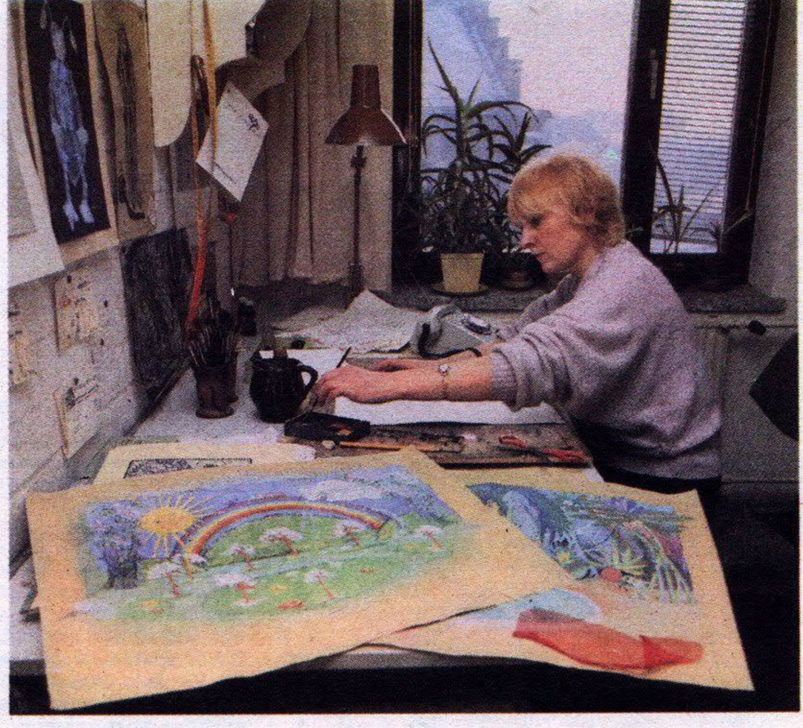
Jana Gottschalk, Pionier der Minai-F.-Schmyrjow-OS, Frankfurt (Oder); Mitglied des Freundschaftsrates

Jana, die Aufregende

Obwohl mich sonst so schnell nichts aus der Ruhe bringt, bin ich aufgeregt, wenn ich irgendwo reden muß. Jana Gottschalk, sage ich dann zu mir, hole tief Luft, zähle bis drei und vorwärts marsch gegen das Lampenfieber! Gesagt, getan! Auf der FDJ-Aktivtagung des Halbleiterwerkes bei uns in Frankfurt (Oder) bin ich nach diesem Rezept verfahren. Plötzlich habe ich im Präsidium angefangen, wie ein Buch zu reden. Nichts hat mich aus dem Konzept gebracht, und meine Gedanken zum Lernen und zu unseren interessanten Pioniernachmittagen haben die Zuhörer erreicht. An ihren Gesichtern habe ich das ganz deutlich ablesen können. Eifrig Notizen haben sie sich gemacht, auch untereinander kurz getuschelt und verständnisvolle Blicke getauscht. Nie hätte ich gedacht, daß gerade ich einen ganzen Saal in Bewegung bringen könnte. Der Beifall der Anwesenden hat mir ungeheuer Mut gemacht. So selbstbewußt will ich auch künftig in unseren Freundschaftsratssitzungen auftreten, auch im Klub der Internationalen Freundschaft, in dem ich auch mitarbeite. Meine Eltern und auch meine Pionierleiterin hätten mich sehen sollen in diesen Minuten. Sie alle kennen mich oft nur als die große Schweigerin, dabei habe ich doch etwas zu sagen.
Wenn ich über mich nachdenke, dann sehr tief und sehr gründlich. So habe ich mich im Kreise meiner Freunde schon oft gefragt, in welcher Reihe ein Pionier überhaupt marschieren muß, um seinem Namen alle Ehre zu machen. Die Frage kann ich mir gut selbst beantworten. In der ersten natürlich! So sagt es unser Statut, und danach versuche ich zu leben und zu arbeiten.
Mir macht es Spaß, viele Aufgaben, auch zusätzliche, zu übernehmen, weil ich gerade den Wind gerne habe, der einem vorn ins Gesicht bläst.

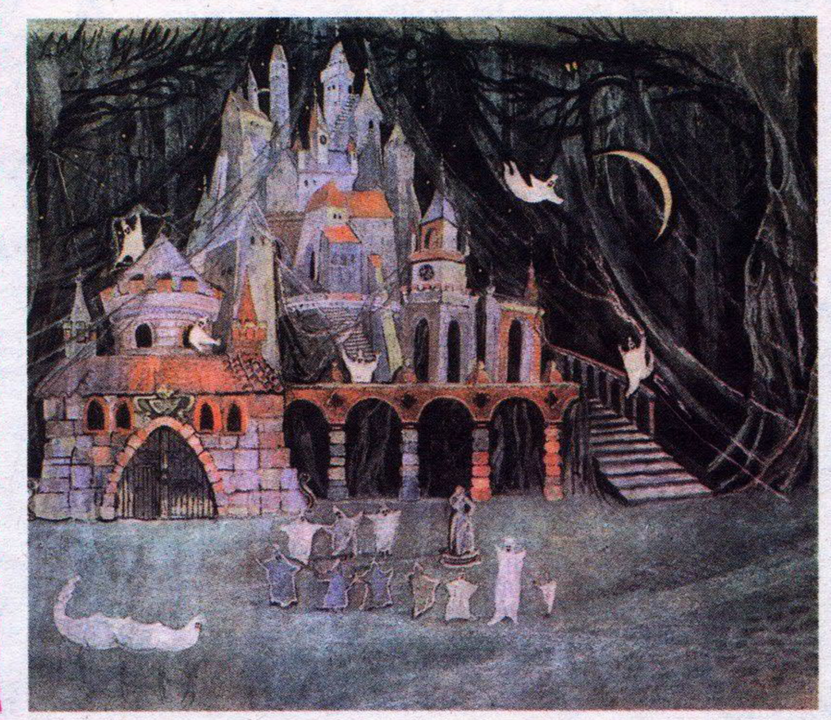
Foto: Christel Walter

Märchenhafte Farben



Ingrid Böttcher ist Bühnen- und Kostümbildnerin am Berliner Friedrichstadtpalast. Für ihr Leben gern arbeitet sie mit Folien. Blinken müssen sie und ähnlich feingeschliffenen Diamanten sein, in denen sich das Licht der Scheinwerfer und die Strahlenbündel der Laser brechen. Ihre Folien werfen ein eigenes blitzendes Echo von der Bühne zurück in den Zuschauerraum. Die unterschiedlichsten Stoffe und Materialien hat sie über die Berufsjahre hinweg in der Hand gehabt und gelernt, zielsicher und phantasievoll mit ihnen umzugehen. Nach und nach ist sie immer neugieriger aufs Ausprobieren geworden, und inzwischen sind ihr Bast, Tüll und Atlasseide ganz besonders ans Herz gewachsen. Ihre unverwechselbare Art, möglichst pfundweise Flitter auf Taft und Trikots zu verteilen, lassen unschwer etwas von Ingrid Böttchers Absichten erkennen, vor anderen besonders zu glänzen, ohne dabei selbst unmittelbar ins Rampenlicht zu geraten. So wirkt sie bescheiden und fleißig, vorerst mehr im Verborgenen. Erst nachdem ihre große Zeichenmappe angefüllt mit fertigen Ideenskizzen ist, die Maler, Kostümschneiderinnen, Kaschierer, Tischler und Schlosser des Hauses ihr Werk vollendet haben, betritt sie voller Erwartung, und nicht selten zaghaft, die Bühne. Paßt auch alles haargenau zueinander? Sind meine farbigen Bühnenbilder auf die stimmungsvollen Kostüme und beides wiederum auf das temperamentvolle Spiel abgestimmt? Diese Fragen stellt sie sich immer wieder. Schließlich muß alles eine Einheit bilden und wiederum für sich selbst gut zur Geltung kommen. Vor allem auf die Farben dabei kommt es ihr an. Die märchenhaften unter ihnen, das zartbesaitete Grün, das sanfte Blau, das leuchtende Rot, sind ihre Bühnen- und Kostümfarben. Nicht gerade zufällig, wie man sich denken kann, denn ihre Kinderträume spielen eine wichtige Rolle dabei. Immer wieder erinnert sie sich an frühere Theaterbesuche, an bizarre Wälder mit ihren darin verzauberten Gestalten, an die malerische Musik der Aufführungen. Erlebnisse, die zu ihren Träumen wurden und darin wiederkehrten. Aus ihren Erlebnissen vor allem schöpft sie wie aus einer ewig sprudelnden Quelle. Sie belebt ihre tägliche Arbeit an Kostümen und Bühnenbildern. In Ingrid Böttcher leben die Kräfte der Farben. Sie begleiten sie auf Schritt und Tritt von den Beleuchtungsproben zur Kostümschneiderei. Sie hängen zum Greifen nah wie süße Früchte in ihrem kleinen Atelier über dem angestellten hölzernen Zeichenbrett, auf dem ihre Figurinen – die gezeichneten Kostümmodellentwürfe – mehr und mehr phantasievolle Gestalt annehmen. Fast unsichtbar führen sie ihr die Hand, wenn sie beginnt, sich Bilder und Figuren auszumalen.

Fotos: Wolfgang Türk





Paul platscht gut eingepackt im Regen.
Mit trocknen Füßen hat er nichts dagegen.

Claudios Geschichte

EINE ERZÄHLUNG MIT BILDERN
TEIL II

Die neue Ordnung

Text: Hans Benzien
Zeichnungen: Hans Betcke

Besuch in der 8a. Der junge Chilene Claudio Sanchez erzählt von seiner Heimat und davon, was er erlebte, als er Kind war. Claudio ist zwölf Jahre alt, es ist das Jahr 1971. In seinem Heimatdorf Rio Verde auf Feuerland warten alle sehnsüchtig darauf, daß auch bei ihnen die neue Zeit beginnt. In Chile regiert Präsident Allende.

Ich war neugierig. Ich wollte wissen, wer in dem Jeep saß, der auf Rio Verde zuraste. Ich kletterte auf einen Baum, um besser sehen zu können. Der Jeep hielt genau vor unserem Haus. Ein Mann stieg aus und sprach mit meinem Vater.

Etwas später versammelten sich alle Männer von Rio Verde in unserer Hütte. Mein Vater nahm mich beiseite und sagte: „Claudio, wir haben jetzt eine wichtige Versammlung. Bleib vor der Tür und behalte das Farmhaus im Auge. Sollten sich McEnder oder Jo und Jack blicken lassen, dann mußt du uns warnen."

Ich war stolz, daß er mir diese wichtige Aufgabe übertrug.

Vor der Tür setzte ich mich in den Sand und spielte mit Nero, meinem Hund. Dabei behielt ich das Farmhaus scharf im Auge.

Deutlich konnte ich hören, was in der Hütte geredet wurde.

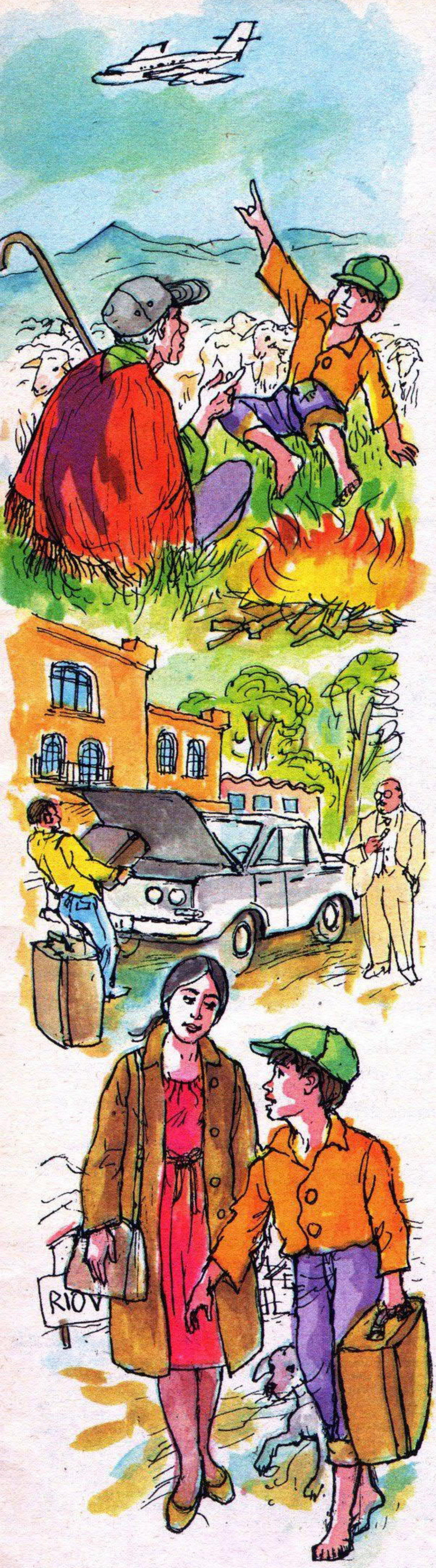
„Männer von Rio Verde", hörte ich meinen Vater sagen, „heute ist ein besonderer Tag für uns. Wie oft haben wir uns in der letzten Zeit nachts an den Lagerfeuern in der Pampa darüber unterhalten, ob uns nicht vielleicht der Compañero Presidente Allende vergessen hat. Ihr wißt selbst, wie es bei uns ist. Wir brauchen nur vor die Hütten zu gehen. Alles, was wir sehen, gehört diesem Mister Tenwood. Alles was wir tun, wenn wir am Tage in der Glut der Sonne schwitzen, nachts in der Pampa bei den Schafen frieren, alles das macht Mister Tenwood reicher, während wir mit dem kargen Lohn kaum unsere Frauen und Kinder ernähren können. Dazu müssen wir uns noch von Tenwoods Verwalter McEnder, dem Gringo, und seinen Helfern Jo und Jack hetzen lassen, als wären wir Hunde ... Das wird nun vorbei sein ..."

Noch nie hatte ich meinen Vater eine solch lange Rede halten hören. Ich war mächtig stolz auf ihn. Dann sprach Compañero Carlos Mirando, der Mann, der mit dem Jeep gekommen war.

„Hier, Peones von Rio Verde, dieses Papier wird euer Leben verändern. Ab jetzt seid ihr die Herren der Herden, der Pampa und auch des Farmhauses. Im Auftrage der Regierung der Unidad Popular teile ich euch mit, daß Mister Tenwood enteignet wird und dafür von der Regierung eine Entschädigung erhält. Jetzt seid ihr die Herren von Rio Verde. Wir schlagen euch vor, eine Genossenschaft zu gründen und einen von euch zum Vorsitzenden zu wählen, einen, dem ihr vertraut."

Ich hörte, wie alle riefen: „Sergio, Sergio soll unser Vorsitzender sein." Sie wählten meinen Vater. Vor Freude tanzte ich mit Nero vor der Hütte.





Abends ging ich mit Nero ein Stück in die Pampa und setzte mich zu Pablo ans Lagerfeuer. Erst schwiegen wir, nur die Schafe um uns herum blökten ab und zu. Dann sagte ich: „Sie wollen auch bald eine Lehrerin zu uns schicken. Wenn ich gut lerne, kann ich später vielleicht Pilot werden. Ich fliege dann über die Berge. Wenn ich über die Pampa fliege, werde ich ganz tief herunterkommen, damit ich dich und deine Schafe sehen kann. Winken werde ich dir, damit du weißt, daß ich es bin. Dann fliege ich gleich wieder steil nach oben bis zu den Wolken, die manchmal wie ein Pferdekopf aussehen ..."

„Träume nur, mein kleiner Kondor, träume nur", sagte Pablo, „als ich so alt war wie du, da hatte ich auch meine Träume. So hoch hinaus wie du wollte ich nicht. Ich träumte von einem kleinen Haus mit zwei Zimmern, einer kleinen Schafherde und einem eigenen Pferd, ein schwarzes sollte es sein ..."

In den nächsten Tagen gab es viel zu tun in Rio Verde. Mister Tenwood hatte die Koffer gepackt und war nach England abgereist. Die schönsten Möbel, kostbare Gemälde und seine Waffensammlung ließ er von Jo und Jack auf einen Lkw laden und nach Punta Arenas fahren. McEnder und Jo und Jack blieben noch in Rio Verde. Sie sollten die Listen des übrigen Besitzes von Mister Tenwood aufstellen, nach denen die Regierung die Entschädigung für den Engländer bezahlen wollte. Die Schafe wurden gezählt, die Rohwolle im Lagerhaus gewogen, Maschinen und Geräte aufgeschrieben. Mein Vater und Pablo sahen McEnder dabei auf die Finger, damit sie nicht mogeln konnten. McEnder schien sich damit abgefunden zu haben, daß auch seine Zeit in Rio Verde zu Ende ging.

Ein paar Tage bevor McEnder und seine Kumpane Rio Verde für immer verlassen sollten, kam Carlos Mirando mit seinem Jeep ins Dorf, neben ihm saß eine junge Frau. Sie stieg aus, Compañero Carlos reichte ihr einen Koffer heraus und fuhr wieder ab. Mein Nero sprang bellend um die Frau herum, ängstlich hielt sie sich an ihrem Koffer fest. „Mein Nero bellt bloß, er beißt nicht, Señorita", beruhigte ich sie.

„Ich heiße Juana und bin die neue Lehrerin. Sagst du mir, wo ich den Vorsitzenden der Genossenschaft finde?"

Ich nahm ihren Koffer und brachte sie zu meinem Vater. Auf dem Weg unterhielt sie sich mit mir.

„Erzähl mir ein bißchen von euch hier. Wieviel Kinder seid ihr in der Siedlung?"

„Zehn oder vierzehn, Señorita. Fangen wir morgen schon mit der Schule an?" wollte ich wissen.

„Du hast es aber sehr eilig, kleiner Kondor. Morgen geht es noch nicht. Erst muß ich einen Schulraum finden, und in andere Siedlungen muß ich noch gehen, damit die Kinder von dort auch hier zur Schule kommen. Du wirst sicher einmal ein tüchtiger Schafzüchter werden ..."

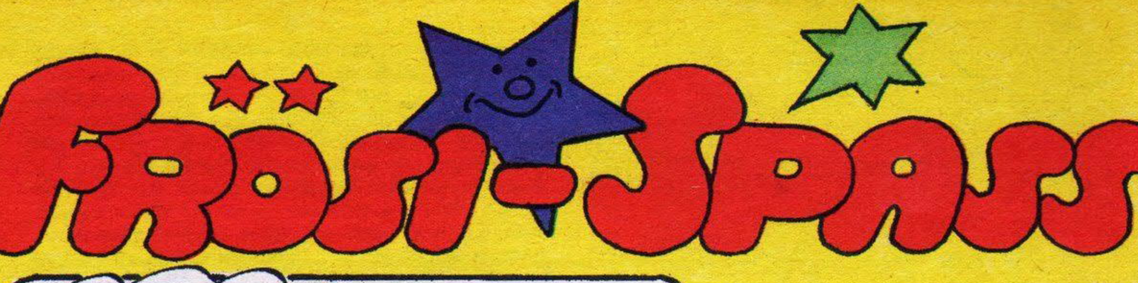
„Nein, Flieger, Pilot will ich werden. Die Küste werde ich entlang fliegen bis Santiago. Ob ich dann den Präsidenten in der Moneda besuchen kann?"

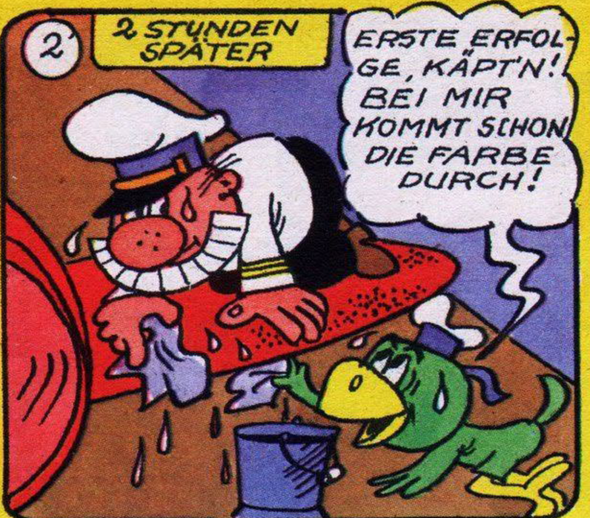
„Vielleicht", sagte sie lachend. „Warum eigentlich nicht?"

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie ich mich freute, daß wir nun in Rio Verde endlich auch eine Lehrerin hatten. Ich rannte durch das Dorf und rief es allen zu, ob sie es hören wollten oder nicht: „Die Lehrerin ist da, die Lehrerin ist da!" Kläffend rannte Nero voraus.



Fortsetzung folgt









Ausgewählte Antworten zum „Frösi"-Spaß in Heft 5/1988

Der Motor hat mir aber das Letzte gegeben!
Silke Lang, Langenorla, 6841

Ich glaube, ich werde mich aus dem Staub machen müssen!
Severine Lerch, Magdeburg, 3014

Schau mal nach, ob bei mir noch alles an seinem Platz ist!
Simone Bürger, Elsterwerda, 7904

Danke, ich habe den Schnabel gründlich voll!
Norman Tusche, Niesky, 8920

Schwarz, ja schwarz sind alle meine Federn!
Kristin Arlt, Luckenwalde, 1710

Käpt'n, die neue Farbe ist toll, aber ich glaube, sie ist etwas zu dunkel!
Anne Wischhusen, Blankenförde, 2081

Bring dich in Sicherheit, den nächsten Start übernehme ich!
A. Scholte, Königshain, 8901

Da ich einmal schwarz bin, können wir gleich Schwarzer Peter spielen!
Jens Stark, Steinpleos, 9626!

Ding, dang, dong! Die Passagiere Flug 111 werden gebeten, sich in die Abfertigungshalle zu begeben!
Sarah Osthoff, Berlin, 1100

Da sehe ich leider schwarz!
Yvonne Salzmann, Waltershausen, 5812

Wie denn? Theoretisch oder praktisch?
Rona Baier, Beinerstadt, 6111

Selbst ist der Vogel!
Sandra Pietschmann, Zeitz, 4900

Man sollte gut überlegen, auf welche Seite man sich stellt!
Grit Hoffmann, Sierow, 2071

Ach, das bißchen Treibsand kriege ich auch allein abgebadet!
Pia Gabel, Görzke, 1823

Wieso arm? Niemand hat so viel Ruß wie ich!
Antje Doil, Neu Mühle, 1601

Weshalb? Findest du etwa meine schwarzen Federn nicht gut?
Karina Schilling, Ludwigsfelde, 1720

Da staunste aber, wie schnell man sich verfärben kann, oder?
Dinah Münchow, Berlin, 1142

Nein, nein! Ich übe gerade das Schwarzfliegen!
Katrin Zander, Dassow, 2424

Hol' mir bitte mal ein Taschentuch, mein Schnabel läuft!
Isabell Goth, Markneukirchen, 9659

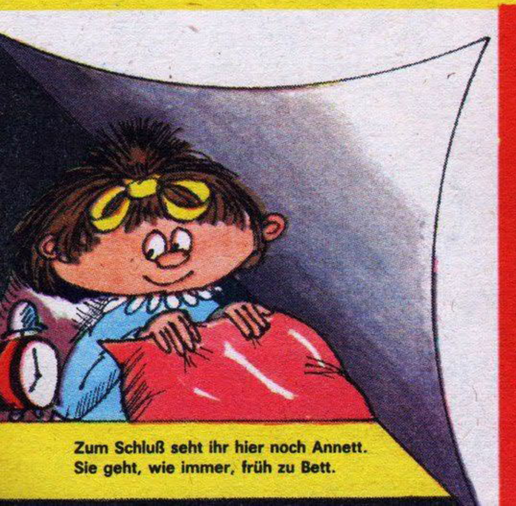
Nein, danke! Ich warte auf das nächste Flugzeug!
Daniela Zittau, Templin, 2090

Jetzt weiß ich endlich, was schwarzer Humor ist!
Julia Pawliozak, Berlin, 1136

Sag deinem Auspuff, er soll sich das nächste Mal einen anderen aussuchen!
Annett und Antje Müller, Neubrandenburg, 2000

Schick mich bitte zu einer Abschwärzungs-Kur!
Thomas Sonntag, Hohndorf, 9158

Dreck weg – her mit dem Speck!
Jeannine Gonter, Bestensee, 1602
Zeichnung: Horst Alisch


Zum Schluß seht ihr hier noch Annett. Sie geht, wie immer, früh zu Bett.

Pioniermagazin „FRÖSI". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, mit dem Orden Banner der Arbeit Stufe I, mit der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Aenne Riesenberg, Lotti Simon, Annette Schlegel, Heike Westphal, Annerose Zehmisch. – Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionsbeirat: Horst Alisch, Klaus Barthel, Jochen Dietzmann, Günter Dorst, Dipl.-Ing.-Ök. Harald Drasdo, Sibylle Durian, Ing.-Ök. Heinz Görner, Gerhard Kirner, Richard Hambach, Dr. Klaus Herde, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dr. Peter Lobitz, Prof. Dr. Christine Lost, Margit Mahlke, Hansgeorg Meyer, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Barbara Pieplow, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Klaus Rebelsky, Liesl Richter, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Käte Niederkirchner, Dr. Gisela Wessely, Oberstudienrat Dieter Wilkendorf. – Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, Mauerstraße 39/40, Berlin, 1080. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, Julian-Grimau-Allee, Dresden, 8010. Redaktionsschluß: Juni 1988.

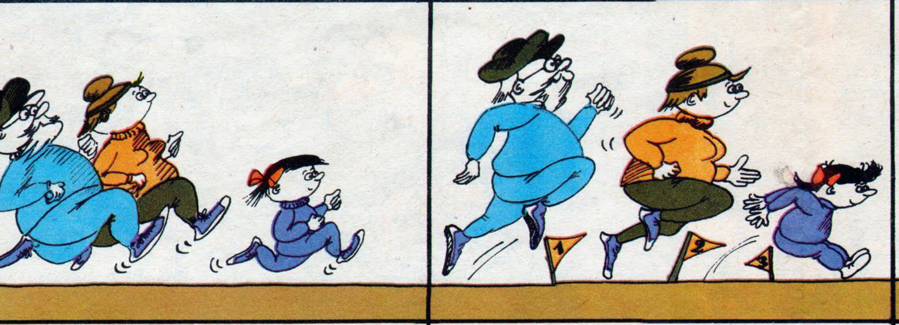
1 6	1 6	1 6	1 6
2 5	2 5	2 5	2 5
3 4	3 4	3 4	3 4
1 6	1 6	1 6	1 6
2 5	2 5	2 5	2 5
3 4	3 4	3 4	3 4
1 6	1 6	1 6	1 6
2 5	2 5	2 5	2 5
3 4	3 4	3 4	3 4

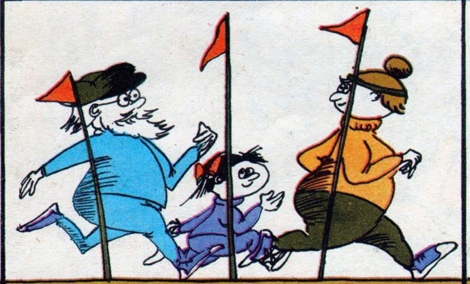


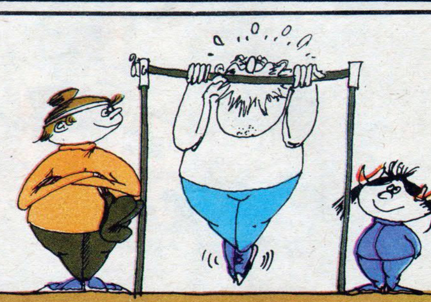
Macht mit – seid dabei!

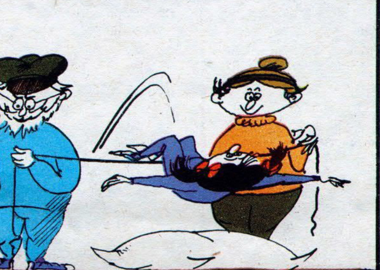
Übt und erfüllt in jedem Schuljahr die Bedingungen des Sportabzeichens der DDR »Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der Heimat«

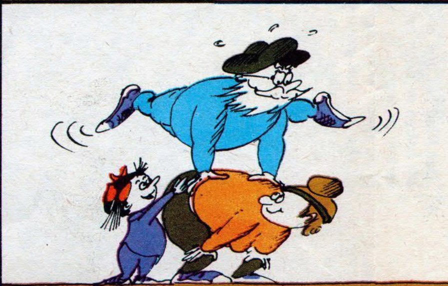


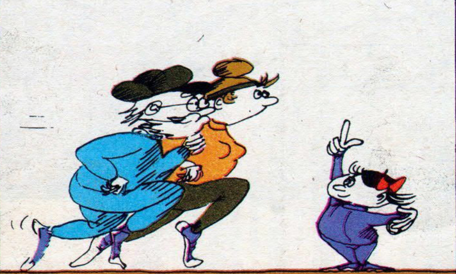


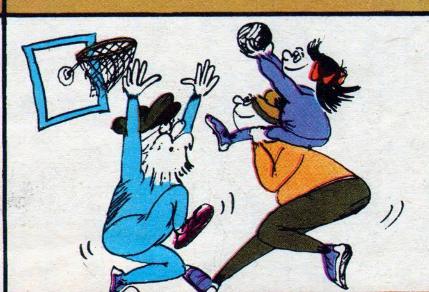


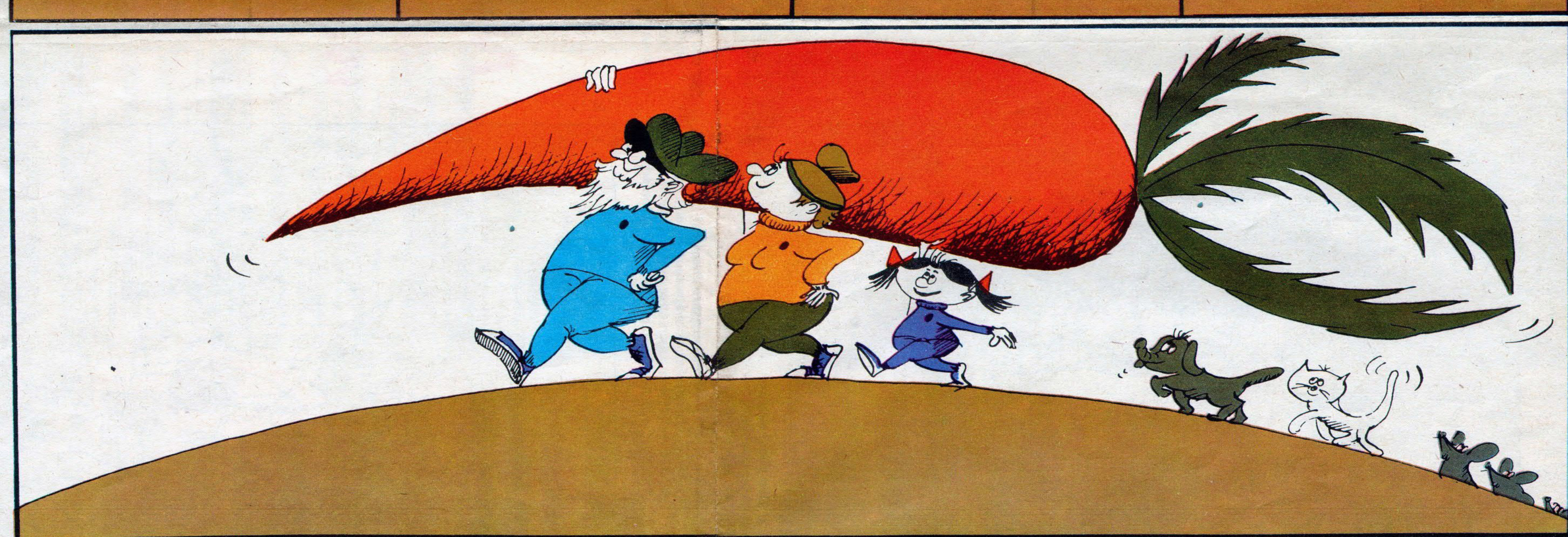












DIE 5 GRUNDBEDINGUNGEN des Sportabzeichenprogramms der DDR

ALTERSKLASSEN		AUSDAUERLAUF MINUTEN M: 2000 m W: 1000 m 1 PKT	2 PKT	3 PKT	KLIMMZIEHEN SCHRÄG, ANZAHL 1 PKT	2 PKT	3 PKT
II/5	KLASSE 5 JUNGEN	13:05	9:35	8:55	14	4*	8*
	KLASSE 5 MÄDCHEN	6:20	4:55	4:30	9	27	39
II/6	KLASSE 6 JUNGEN	12:55	9:25	8:50	16	4*	6*
	KLASSE 6 MÄDCHEN	6:15	4:45	4:25	10	28	40
II/7	KLASSE 7 JUNGEN	12:50	9:20	8:40	18	4*	7*
	KLASSE 7 MÄDCHEN	6:05	4:40	4:20	11	29	41
II/8	KLASSE 8 JUNGEN	12:45	9:10	8:30	20	5*	9*
	KLASSE 8 MÄDCHEN	6:05	4:35	4:15	12	30	41

* Streckhang

ALTERSKLASSEN		DREIERHOP METER 1 PKT	2 PKT	3 PKT	SCHLÄNGELLAUF SEKUNDEN 40 m 1 PKT	2 PKT	3 PKT	BALLWEITWURF METER 1 PKT	2 PKT	3 PKT
II/5	KLASSE 5 JUNGEN	3,75	4,70	5,10	16,0	13,8	13,2	16,5	24,5	28,5
	KLASSE 5 MÄDCHEN	3,65	4,65	5,05	16,4	14,4	13,7	11,0	17,5	20,5
II/6	KLASSE 6 JUNGEN	4,00	5,05	5,50	15,3	13,4	12,8	20,0	28,0	33,0
	KLASSE 6 MÄDCHEN	4,00	5,00	5,40	16,1	14,2	13,5	11,5	18,5	21,5
II/7	KLASSE 7 JUNGEN	4,30	5,40	5,85	14,8	13,1	12,5	22,0	31,5	36,5
	KLASSE 7 MÄDCHEN	4,15	5,15	5,55	15,9	13,9	13,3	12,5	20,5	25,0
II/8	KLASSE 8 JUNGEN	4,65	5,80	6,30	14,6	13,0	12,2	24,5	36,5	42,5
	KLASSE 8 MÄDCHEN	4,25	5,20	5,60	15,8	13,9	13,3	15,5	23,0	27,5

für II/7 und II/8 auch mit F 1

Für Stufe Bronze: Mindestens 8 Punkte in den 5 Grundbedingungen

Für Stufe Silber: Mindestens 20 Punkte in den 5 Grundbedingungen und 5 Zusatzbedingungen

Für Stufe Gold: Mindestens 26 Punkte in den 5 Grundbedingungen und 5 Zusatzbedingungen

Eure Sportlehrer und eure Übungsleiter erklären euch gern alle weiteren Bestimmungen des Sportabzeichenprogramms der DDR

Zeichnungen: Andreas Strozyk

DIE 5 ZUSATZBEDINGUNGEN des Sportabzeichenprogramms der DDR

ALTERSKLASSEN		KURZSTRECKENLAUF SEKUNDEN 1 PKT	2 PKT	3 PKT
II/5	KLASSE 5 JUNGEN	18,7	16,2	15,1
	KLASSE 5 MÄDCHEN	18,9	16,5	15,7
II/6	KLASSE 6 JUNGEN	17,8	15,3	14,5
	KLASSE 6 MÄDCHEN	18,7	16,5	15,7
II/7	KLASSE 7 JUNGEN	11,9	10,5	10,1
	KLASSE 7 MÄDCHEN	12,2	10,7	10,1
II/8	KLASSE 8 JUNGEN	11,6	10,2	9,6
	KLASSE 8 MÄDCHEN	11,8	10,3	9,9

ALTERSKLASSEN		WEITSPRUNG METER 1 PKT	2 PKT	3 PKT	ODER HOCHSPRUNG METER 1 PKT	2 PKT	3 PKT
II/5	KLASSE 5 JUNGEN	2,65	3,25	3,50	0,80	1,00	1,08
	KLASSE 5 MÄDCHEN	2,45	3,05	3,30	0,75	0,94	1,02
II/6	KLASSE 6 JUNGEN	2,80	3,50	3,80	0,85	1,05	1,12
	KLASSE 6 MÄDCHEN	2,60	3,30	3,60	0,80	0,99	1,06
II/7	KLASSE 7 JUNGEN	2,90	3,65	3,95	0,89	1,09	1,17
	KLASSE 7 MÄDCHEN	2,70	3,45	3,70	0,85	1,04	1,11
II/8	KLASSE 8 JUNGEN	3,10	3,95	4,30	0,98	1,19	1,29
	KLASSE 8 MÄDCHEN	2,80	3,50	3,75	0,89	1,07	1,15

SCHWIMMEN

Es gelten die Bedingungen des Schwimmabzeichens der DDR

Die Grundstufe entspricht 1 Pkt.,
die Leistungsstufe 2 ≙ 2 Pkt.,
die Leistungsstufe 3 ≙ 3 Pkt.

s. auch Bedingungen, die in den Schwimmbädern veröffentlicht sind

SPORTSPIELE

Zur Erfüllung dieser Bedingung müßt Ihr an einem Sportspiel teilnehmen.

Eure Leistungen im Spiel werden von Euren Sportlehrern oder Übungsleitern mit 1, 2 oder 3 Punkten bewertet.

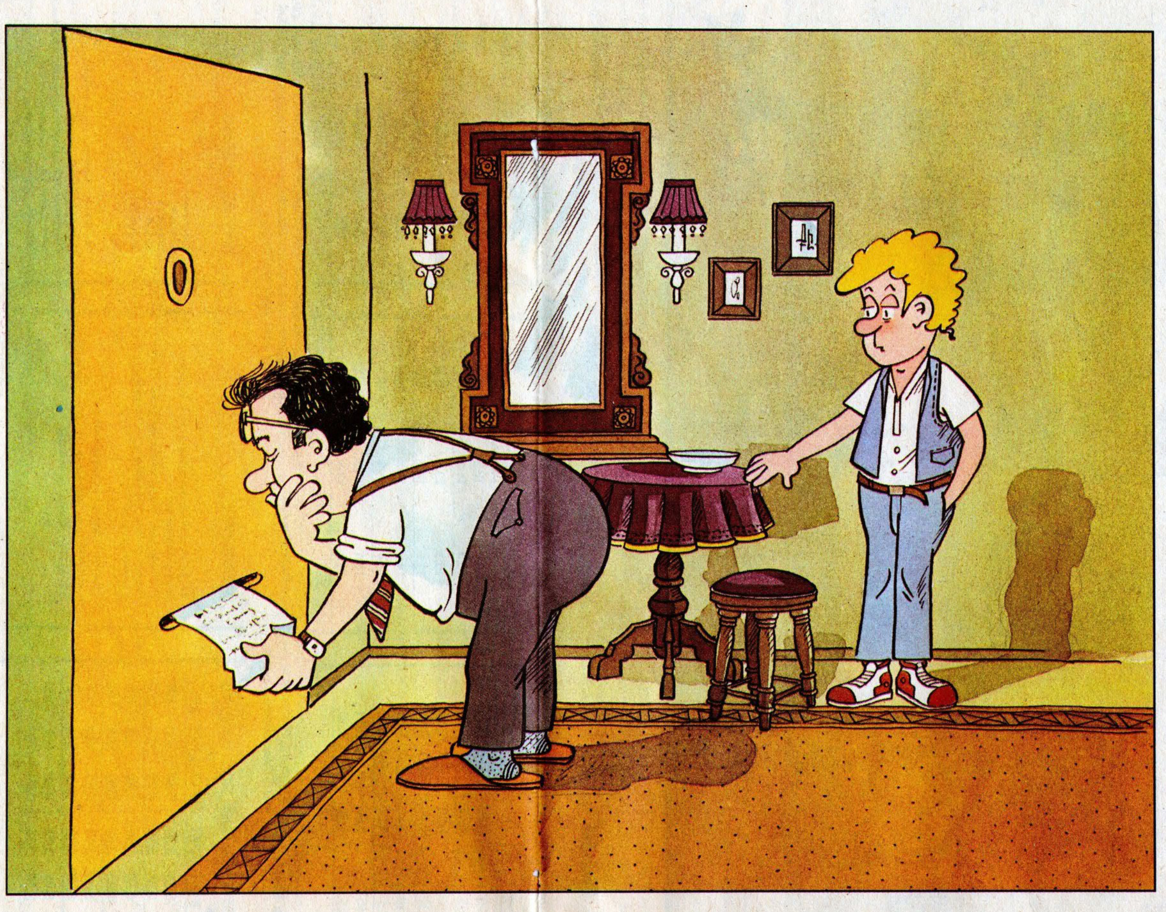
1 PUNKT: genügende Spielleistung
2 PUNKTE: gute Spielleistung
3 PUNKTE: sehr gute Spielleistung

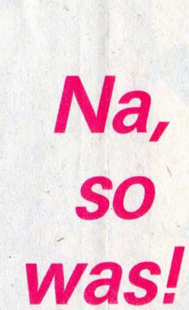
WAHLBEDINGUNG

Gerätturnen
Gymnastik
Skilanglauf
Klettern
Sportschießen

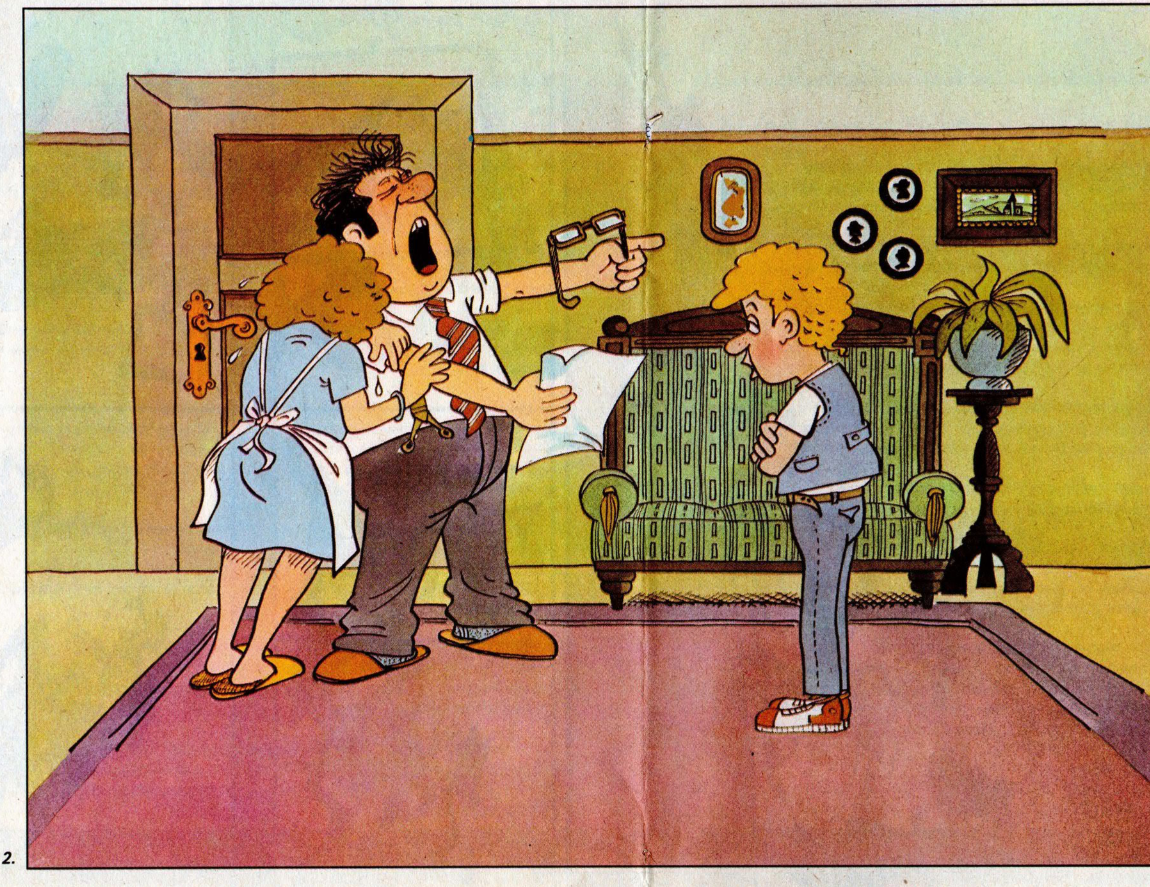
Aus den oben genannten Möglichkeiten könnt Ihr selbst eine Übung auswählen.

Die genauen Leistungsanforderungen für das Erreichen von 1, 2 oder 3 Punkten teilen Euch Eure Sportlehrer oder Übungsleiter mit.





Na, so was!



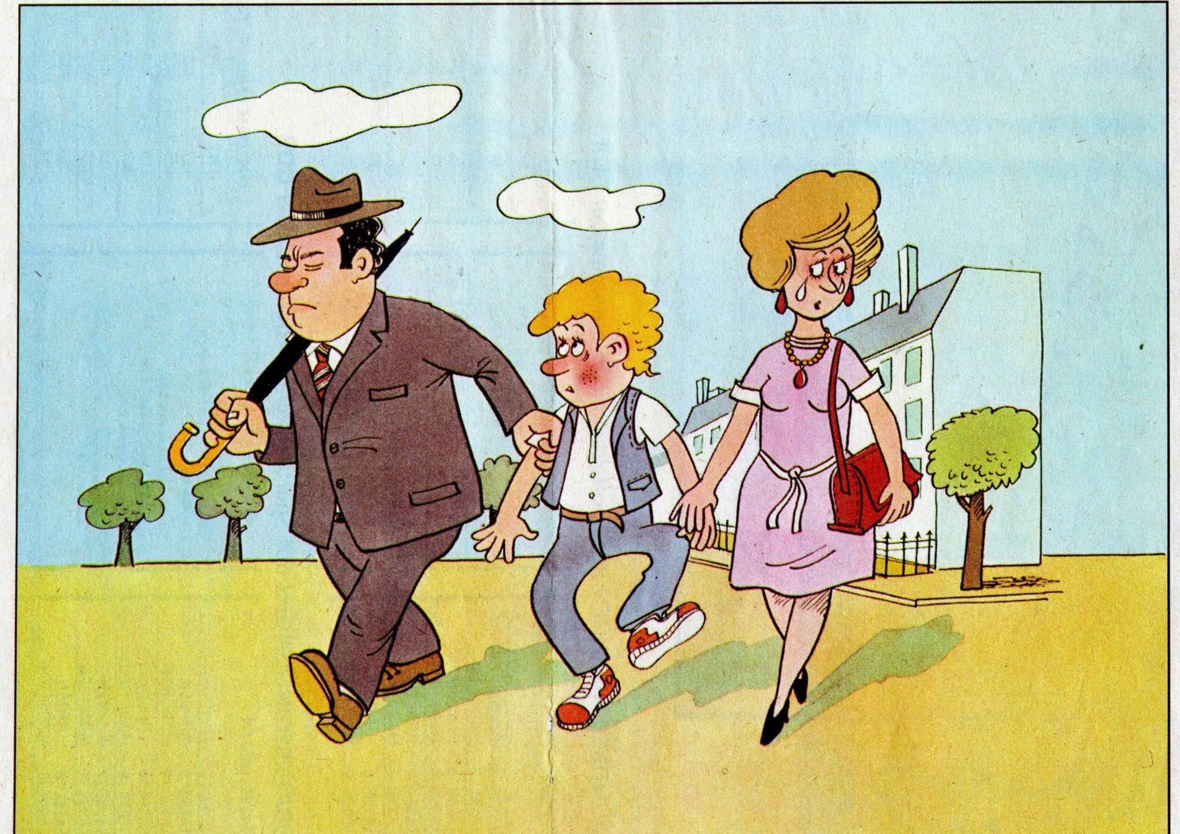
1. „Na, so was!" Vater Witt entdeckt
'ne Nachricht, die im Briefschlitz steckt:
„Wir treffen uns auf alle Fälle
um 3.00 Uhr an gewohnter Stelle.
Es küßt Dich Emmy", steht darunter.
„Grüß Deine Kumpels Frank und Gunter."
Total verdattert liest Herr Witt:
„Bring möglichst ein paar Flaschen mit."

2. Den Eltern sträuben sich die Haare.
Ihr Eugen, nicht mal dreizehn Jahre,
läßt sich von einer Emmy küssen?
Wer ist das Mädchen, woll'n sie wissen.
Wozu, zum Teufel, braucht man Flaschen?
Vielleicht, um heimlich Schnaps zu naschen?
„Stimmt nicht", ruft Eugen, „nie und nimmer."
„Schweig", ruft der Vater, „marsch, aufs Zimmer!"

Text und Zeichnungen:
Horst Alisch
Repros:
Hilmar Schubert

3. „Das Kind hat uns noch nie belogen,
wir haben es doch gut erzogen",
verteidigt Mutter ihren Eugen.
Doch Vater, nicht zu überzeugen,
glaubt fest, daß jemand in der Stadt
auf Eugen schlechten Einfluß hat.
Zum Treffpunkt lenken sie die Schritte
und nehmen Eugen in die Mitte.

4. Nach einem kurzen Dauerlauf
klärt sich dort endlich alles auf.
Hier wird die Emmy vorgestellt,
die auch dem Vater gut gefällt.
'ne Fuhre Flaschen macht ihm klar
wie groß und dumm sein Irrtum war.
Besonders Eugen freut sich, denn ...
sein Vater ist jetzt Emmy-Fan!



Na, so was!



